

---

Pastoralblatt für die Diözesen  
Aachen, Berlin, Essen, Hamburg,  
Hildesheim, Köln, Osnabrück

---

**Oktober 10/2001**

---

**Aus dem Inhalt**

---

Robert Kümpel Konflikte	289
Hermann Kochanek SVD Zeit zur Aussaat	291
Manfred Glombik Es fehlt uns an Subsidiarität	302
Gabriele von Siegroth-Nellessen „Groß geblieben ist meine Sehnsucht nach Leuchtendem...“	304
Hermann-Josef Lauter OFM Selbstauflösung des Protestantismus?	316
Literaturdienst: Georg Langenhorst: Gedichte zur Bibel. Andreas Herzig und Burkhard Sauermost (Hg.): ... unterm Himmel über Berlin	318

---

G 3212 E

**PASTORALBLATT**

**Anschriften der Mitarbeiter dieses Heftes:**

Prälat Dr. Robert Kümpel, Kardinal-Frings-Str. 5,  
50668 Köln | P. Prof. Dr. Hermann Kochanek SVD,  
Arnold-Janssen-Str. 30, 53754 St. Augustin | Manfred  
Glombik, Tosmarblick 35, 31141 Hildesheim | Dr. Gabriele  
von Siegroth-Nellessen, In der Gänselache 3, 50259 Pul-  
heim | P. Hermann-Josef Lauter OFM, Franziskanerplatz 1,  
53879 Euskirchen

Unter Mitwirkung von Prälat Dr. Herbert Hammans,  
Kalverbenden 91, 52066 Aachen | Prof. Dr. Heinrich Jacob,  
Domhof 12, 49074 Osnabrück | Dompropst Dr. Alois  
Jansen, Danziger Str. 52a, 20099 Hamburg | Prälat  
Dr. Heiner Koch, Marzellenstraße 32, 50668 Köln |  
Pfarrer Martin Pietsch, Wundt-Straße 48-50, 14057 Berlin |  
Domkapitular Adolf Pohner, Domhof 18-21, 31134 Hil-  
desheim | Weihbischof Franz Vorrath, Zwölfling 16,  
45127 Essen

Schriftleitung: Dr. Gunther Fleischer, Postfach 101163,  
50606 Köln, Telefon (0221) 1642-7001 od. -7002,  
Fax (0221) 1642-7005

Das „Pastoralblatt für die Diözesen Aachen, Berlin, Essen,  
Hamburg, Hildesheim, Köln, Osnabrück“ erscheint  
monatlich im J.P.Bachem Verlag GmbH, Ursulaplatz 1,  
50668 Köln | Der jährliche Bezugspreis beträgt 65,60 DM  
incl. MWSt. zzgl. Porto und Versandkosten | Einzelheft  
5,50 DM |

Verantwortlich für die einzelnen Abhandlungen sind deren  
Verfasser | Sie geben also nicht ohne weiteres die Auffas-  
sung der kirchlichen Behörden wieder | Abdruck nur mit  
Erlaubnis der Schriftleitung | Nicht angeforderte Bespre-  
chungsbücher werden nicht zurückgesandt | Druck:  
Druckerei J.P.Bachem GmbH & Co. KG, Ursulaplatz 1,  
50668 Köln

Robert Kümpel

# Konflikte

Warum tun wir uns mit Konflikten so schwer? Dem aufmerksamen Beobachter wird nicht entgehen, dass in vielen Auseinandersetzungen innerhalb der Pfarreien oder auf Bistumsebene oder auch im Bereich der Weltkirche die Beteiligten zuweilen sehr unglücklich und ungeschickt agieren. Das Ergebnis ist oft ein großer Scherbenhaufen. Man hat manchmal den Eindruck, es gibt unterschwellige Wünsche und versteckte Themen, die nicht offen benannt werden und deshalb die Atmosphäre vergiften. Massive Befürchtungen auf Seiten aller Parteien erschweren ein rational-kontrolliertes und verantwortetes Umgehen mit den wunden Punkten des Konflikts. Manchmal kommt es dann zu einer völlig unsinnigen und geradezu irrationalen Verschärfung der Gegensätze, die niemandem dient – wie wir sie zur Zeit auch in Nordirland oder zwischen Israel und den Palästinensern beobachten können.

Konflikte gehören zur Wirklichkeit des Lebens dazu; es hat sie immer gegeben und wird sie auch immer geben. Wie kann man sie dann aus einer geistlichen Grundhaltung heraus angehen?

Wichtig scheint mir als Erstes zu sein, dass es eine legitime Vielfalt von Sichtweisen, Empfindungen, Temperamenten und Lebensgeschichten gibt. Gott will diese Vielfalt. In ihnen stellt er sich selbst in seiner göttlichen Vielfältigkeit dar. Deshalb erschafft er die Menschen ganz unterschiedlich, deshalb führt er sie unvergleichliche Lebenswege, die sie in einmaliger Weise prägen. Niemand hat deshalb das Recht, seine eigene wie auch immer entstandene Lebenseinstellung oder Sichtweise absolut zu setzen und sie ande-

ren aufzuzwingen. Im Gegenteil: Mein Respekt vor dem So-geworden-Sein meines Gegenübers hat etwas zu tun mit dem Respekt vor Gott und seiner Führung – selbst dann, wenn die Lebensgeschichte des anderen durch Schuld und Versagen geprägt zu sein scheint. Auch ein solches Leben steht offen dafür, dass an ihm das Wirken Gottes offenbar wird (vgl. Joh 9,3). Natürlich gilt dies innerhalb der Grenzen einer gemeinsamen christlichen Wertordnung. Aber hier muss genau hingeschaut werden, damit nicht Dinge für unabdingbar erklärt werden, die letztlich nur den Lebensgewohnheiten eines Einzelnen oder einer Gruppe entspringen.

Ein Zweites: Differenzen verlangen danach, offen angesprochen zu werden. Dies aus der Ängstlichkeit heraus nicht zu tun, dass ein Aufdecken der Gegensätze zu einem Rattenschwanz von Ärger, Auseinandersetzungen und Infragestellungen führen könnte, wäre eine fatale Fehleinschätzung. Wahrscheinlich wird das Befürchtete um so eher eintreffen, je weniger ich zu einem offenen Umgang mit dem Konflikt bereit bin. Offenheit hat etwas mit Selbstachtung zu tun und auch mit meiner Achtung vor dem anderen.

Drittens: Das Vertrauen ist das Entscheidende beim geistlichen Umgang mit Konflikten. Zunächst einmal das Vertrauen, dass in der ungemütlichen Situation der Auseinandersetzung eine heilende und vorwärtstreibende Kraft liegen kann. Natürlich geht uns dies zunächst einmal gegen den Strich. Von Natur aus möchten wir bei dem bleiben, was wir kennen und schätzen, was sich in unserem Leben bewährt hat und gut eingefahren ist. Deshalb wird jeder Konfliktpartner, der von

uns irgendeine Veränderung verlangt, zuerst als Störenfried erlebt. Aber ist er das wirklich? Haben sich nicht viele Wachstumsschritte in unserer Lebensgeschichte erst aus einem schmerzlichen Leidensdruck heraus ergeben? Könnte nicht tatsächlich mal wieder eine Veränderung dran sein – gerade in dem umstrittenen Bereich?

Wenn ich mich in meinem Alltag von Gott geführt und behütet weiß, dann wird mich dieses Vertrauen auch in Konfliktfällen nicht verlassen. Ich weiß, dass ich letztlich nicht um mich selbst zu kämpfen brauche, weil es ein anderer tut. Ich kann deshalb viel freier hinschauen, welche Veränderungsschritte sinnvoll, mir möglich und zumutbar sind – und welche ich bei aller grundsätzlichen Bereitschaft auch ablehnen muss oder will.

Sodann brauche ich das Vertrauen dem anderen gegenüber, dass ich mit ihm zu einer sinnvollen und gütlichen Einigung kommen kann. Es wird mir überhaupt nichts nützen, wenn ich die Motive, die Lebenserfahrung oder sogar die Person meines Kontrahenten abwerte und meine, durch einen solchen Schritt Terrain zu gewinnen. Meine Gegnerin oder mein Gegner wird nur um so unnachgiebiger werden – und mit Recht! Bin ich aber bereit, die Motive meines Gegenübers zu verstehen und gelten zu lassen, aber auch meine gegenteiligen Motive durchsichtig zu machen, dann besteht die Chance eines Kompromisses, wo ein Kompromiss angebracht ist. Aber das geht nur, wenn die Konfliktpartner bei allen Interessensgegensätzen eine grundsätzliche gegenseitige Wertschätzung aufrechterhalten und nach außen kundtun.

Jesus selbst fordert uns in der Bergpredigt mit drastischen Worten zum Frieden auf (Mt 5,25 ff.). Es sind aber viele kleine Schritte, die diesen Frieden erst ermöglichen und immer wieder erneuern.

## Zu diesem Heft

Liebe Leserinnen und Leser,  
im November jährt sich das Erscheinen des Dokuments „Zeit zur Aussaat“ der Deutschen Bischofskonferenz. Es richtet sich zusammen mit dem zugehörigen Brief des Erfurter Bischofs Joachim Wanke in seinem Auftrag zum „missionarischen Kirche-Sein“ im eigenen Land gegen eine resignative Grundstimmung und gegen Mutlosigkeit. Dokumente drohen aber, auch wenn sie brisant sind, in Vergessenheit zu geraten. Dass „Zeit zur Aussaat“ weiter Diskussions- und Praxisanstoß bleibt, ist die Absicht des Beitrags von **P. Prof. Dr. Hermann Kochanek SVD**, der soeben einen Ruf als Pastoraltheologe an der Katholischen Fakultät in Chur angenommen hat.

**Manfred Glombik**, Personaldezernent der Fachhochschule Hildesheim, widmet sich dem Prinzip der Subsidiarität als Fundament einer erneuerten Bürgergesellschaft, das kirchlichen Gruppen in ihr einen bedeutsamen Platz zuweist.

Ein Abtasten der deutschsprachigen Lyrik nach ihrer verhaltenen Rede vom letzten Grund unseres Dasein bietet **Gabriele von Siegroth-Nellessen**, Referentin beim Katholischen Bildungswerk in Köln. Ihrem Beitrag ordnet sich die Rezension des Buches von Georg Langenhorst zu.

Am Ende steht ein persönlich gefärbter Beitrag des früheren Schriftleiters **P. Hermann-Josef Lauter OFM**, der evangelischerwie katholischerseits den Schwund eines tiefen Christus- und Erlösungsglaubens feststellt.

Da für die letzte Seite keine unterhaltsamen Beiträge eingegangen sind, diesmal ein hoffentlich anregender Blick über die Grenzen der „Pastoralblatt-Bistümer“ nach Rotenburg-Stuttgart.

Mit herzlichem Gruß  
Ihr



Hermann Kochanek SVD

# Zeit zur Aussaat

## Missionarisch Kirche sein<sup>1</sup>

### Zukunftsweisendes Dokument der Deutschen Bischofskonferenz

---

#### Grundlegend neue Situation von Kirche und Gesellschaft

Am 20. Dezember 2000 wurde eine gewichtige Erklärung der deutschen Bischöfe unter dem Titel: „Zeit zur Aussaat“. Missionarisch Kirche sein“ vom Vorsitzenden der deutschen Bischofskonferenz, Kardinal Dr. Karl Lehmann, und dem Vorsitzenden der Pastorkommission innerhalb der Bischofskonferenz, Bischof Dr. Joachim Wanke, in einer Pressekonferenz in Berlin der Öffentlichkeit vorgestellt.

#### Christen vor neuen Herausforderungen

Diese Erklärung ist für die deutsche Ortskirche die konsequente Entfaltung und Weiterführung des lange Zeit wenig beachteten Apostolischen Schreibens Pauls VI. „Evangelii nuntiandi“. In enger Verbindung dazu steht auch das Schreiben von Bischof *Dr. J. Wanke*, der aus einem Bundesland (Thüringen) stammt, in dem die Christen eine religiöse Minderheit darstellen. In Form eines persönlichen Briefes wendet er sich an die Christen in Deutschland und stellt unumwunden fest, dass es nicht an Geld, auch nicht an Gläubigen fehlt, wohl aber an „Überzeugung, neue Christen gewinnen zu können“ (S. 35). Mit diesen Worten kennzeichnet der Bischof treffend ein Problem vieler Katholiken in Deutschland, die sich schwer tun, in ihrem eigenen Land missio-

narisch zu wirken und davor zurtückscheuen, andere Menschen für den eigenen Glauben zu interessieren und sie im Sinne des Evangeliums anzusprechen. Schon 1948 auf dem 72. Katholikentag in Mainz machte *P. Ivo Zeiger SJ* die anwesenden Bischöfe, Priester, Ordensleute und Vertreter der einzelnen Verbände und Vereine und die katholischen Laien darauf aufmerksam, „dass Deutschland als rufendes Missionsland vor uns liegt“<sup>2</sup>. Sein Aufruf fand bei den verantwortlichen Bischöfen und den anwesenden Laien aber keinen großen Anklang, und so wanderte das Thema bald wieder in den traditionellen Bereich der schon vor dem Kriege praktizierten Volks- bzw. später sogenannten Gemeindemission. Es ging um die Bekehrung der Bekehrten, nicht um die Verantwortung der Bekehrten für die Nichtgetauften und Konfessionslosen, für die Nichtchristen und Suchenden.

Die Überlegungen von Bischof Wanke zu diesem Thema zeichnen sich durch Offenheit für die Menschen unserer Zeit und gleichzeitig durch Nüchternheit gegenüber den vielschichtigen gesellschaftlichen und kirchlichen Veränderungen aus. Durch seine Sprache, seine nachdenklichen Beobachtungen und anschaulichen Beispiele rufen seine Zeilen beim Leser ein zunehmendes Interesse am Thema Mission hervor. Seine Worte schaffen eine positive Betroffenheit und stellen eine existentielle Nähe her zum Missionsauftrag der Kirche in Deutschland heute. Seine allgemeinverständlich gehaltenen Überlegungen vermitteln dem Leser einen authentischen Christen, einen besorgten Hirten und mutigen Bischof, der seine Sorgen und Nöte, aber auch seine Hoffnungen und konkreten Vorstellungen dem einzelnen Gläubigen wie den Gemeinden ungeschönt mitteilt und zu missionarischer Mitarbeit begeistern will.

## Ein Beitrag zu einem immer aktueller werdenden Thema

Das Thema „missionarische Pastoral“ bekommt nicht nur in den bischöflichen Ordinariaten, Seelsorgsämtern und in Pastorkommissionen mehr und mehr Gewicht, sondern steht auch immer öfter in vielen Regionen, Dekanaten und Gemeinden auf der Tagesordnung. Auch innerhalb der Ökumene, so z. B. im „Arbeitskreis christlicher Kirchen“ (ACK-Konsultationskonferenz: Aufbruch zu einer missionarischen Ökumene, Konferenz u. a. in Hamburg 1999) und in der Evangelischen Kirche Deutschlands (EKD-Synode in Leipzig, 1999), beschäftigen sich zahlreiche Institutionen und Werke, Gruppen und Initiativen intensiv mit dem Thema „Mission“ und „Missionarische Verantwortung vor Ort“.<sup>3</sup> Auf Konferenzen und Synoden, in Seminaren und auf Fachtagungen, in Aktionen und Projekten – von verschiedenen Mitgliedskirchen der EKD und der ACK getragen – stellt dieses Thema eine höchst dringliche Herausforderung dar, der sich die Verantwortlichen in allen christlichen Kirchen, Freikirchen und Denominationen nicht entziehen können.

Darüber hinaus weist das Schreiben auf Entwicklungen in anderen katholischen Ortskirchen in Europa (z. B. in Frankreich<sup>4</sup>) wie in der Welt hin, die sich um eine Erneuerung ihrer missionarischen Pastoral Gedanken machen und nach konkreten Ansätzen im Kontext ihrer jeweiligen Gesellschaft suchen.

Das Ziel dieses Schreibens will es sein, in diesem Prozess einen theologisch nicht überfrachteten und praktisch überschaubaren Beitrag zu einem immer aktueller werdenden Gespräch zu liefern (S. 34). Es geht darum, den Dialog in den Gemeinden, Pfarrgemeinderäten, Seelsorgsausschüssen, Dekanaten und Seelsorgsämtern zu bereichern und zu intensivieren, damit vor Ort, von den Christen her, die Kirche ihre Sendung in der Welt wahrnimmt und so missionarisch bleibt. Mit seinen Impulsen möchte das Schreiben resignative Strömungen und vielfach erlebte Mutlosigkeit (S. 6) in der deut-

lichen Ortskirche angesichts der Größe der Herausforderung zugunsten einer von Glaubensmut und Hoffnung geprägten Spiritualität und im Sinne von konkreten Impulsen für eine Erneuerung missionarischer Pastoral überwinden.

## Aufbau und Inhalt des Schreibens

Die Bedeutung des Schreibens wird durch das Geleitwort von Kardinal Lehmann in gebührender Weise herausgestellt. In seiner Einleitung erinnert er an das Apostolische Schreiben „Evangelii nuntiandi“<sup>5</sup>, das 1975 – vor genau 25 Jahren – erschienen ist und das an „Aktualität kaum etwas eingebüßt hat“ (S. 5). Die Bedeutung dieses Schreibens sieht er darin, dass seine zentralen Aussagen aufgrund ihres Gewichts Zeit zur Umsetzung brauchen. Sie drängen und warten darauf, „immer noch und immer wieder anfragend und richtungsgebend, in die pastoraltheologischen Überlegungen unseres Landes“ (S. 5) theologisch-praktisch, d. h. strukturell, konzeptionell wie personell und spirituell umgesetzt zu werden.

Der vorliegende Text richtet sich an alle Getauften und spricht ihre missionarische Verantwortung deutlich an. Missionarisch Kirche sein geht also jeden Christen an, es ist nicht ausschließlich eine Aufgabe von hauptamtlichen Mitarbeitern, besonders berufenen Ordensleuten und Missionaren, also Mission im traditionellen Sinn. So heißt es ausdrücklich: „so sind auch alle in die Sendung (Missio) und damit zum missionarischen Zeugnis gerufen“ (S. 5). Darüber hinaus werden der „Mehrwert“ des Glaubens wie die Bedeutung der Kirche als Gemeinschaft der von Jesus Christus Gesandten, der ekklesiologische Bezug, von Kardinal Lehmann im Zusammenhang mit der missionarischen Kirche klar herausgestellt. Als Schlüsselworte für eine missionarische Kirche ergeben sich drei zentrale Begriffe, die im nachfolgenden Text immer wieder angesprochen und teilweise konkretisiert werden: aufgrund der Taufe ist es für alle Christen selbstverständlich, in allen Lebensbereichen



*Zeugnis zu geben, Profil durch Tat und Wort zu zeigen und als glaubwürdiges Mitglied in einer christlichen Gemeinschaft zu leben.*

## **Versuch einer Standortbeschreibung**

Im Anschluss an das Geleitwort wird im Teil I. „Die Welt, in der wir leben“ beschrieben. Es wird herausgestellt, dass neben den das Christentum abweisenden Tendenzen unsere Gesellschaft auch religionsproduktive Entwicklungen aufzeigt, die es von christlicher Seite wahrzunehmen gilt und denen man kritisch-konstruktiv begegnen sollte.

*Ein neutestamentlich orientiertes, spirituell geprägtes Leitbild*

Im Teil II. stehen das biblische Bild vom Sämann und seine spirituelle Haltung im Mittelpunkt der Ausführungen. Im Kontext des Themas „Missionarisch Kirche sein“ bilden die Begriffe „demütiges Selbstbewusstsein“ (S. 13–14) ebenso wie „Gelassenheit“ (S. 14) und „Gebet“ (S. 15) zentrale Stichworte.

*Missionarisch Kirche sein heißt:  
Der Glaubensweg als Prozess von einzelnen Stufen und unterschiedlichen Phasen*

Der Teil III. „Wie die Saat aufgeht – Wege missionarischer Verkündigung“ gliedert sich in fünf Punkte. Seine Ausführungen werden von den grundlegenden Aussagen und den einzelnen Schritten, die im Apostolischen Schreiben „Evangelii nuntiandi“ in den Nummern 21–24 als prozessualer Glaubensweg beschrieben werden, bestimmt: vom Zeugnis des Lebens, vom Zeugnis des Wortes, der Zustimmung des Herzens, dem Eintritt in eine Gemeinschaft von Gläubigen und der Beteiligung am Apostolat, selbst in die Sendung einzutreten.

*Offen gebliebene Wünsche*

Eine Erklärung kann nicht alles sagen, vieles lässt sich nur andeuten und manches

kann nur zwischen den Zeilen gesagt werden. Die deutschen Bischöfe wollen mit ihrer Erklärung eine Gesprächsanregung für ein aktuelles Thema den Gläubigen, weder ein abschließendes Dokument noch einen synodalen Beschluss vorlegen. Insofern ist ein solches Vorgehen von der Deutschen Bischofskonferenz und besonders von ihrer Pastoralkommission zu begrüßen. Es geht um die Eröffnung eines Prozesses in Richtung Erneuerung missionarischer Pastoral in Deutschland. Das geht alle Christen an, ihr ureigenstes Selbstverständnis ist damit angesprochen und daran gilt es das Thema Mission festzumachen.<sup>6</sup> In Kürze soll ein Werkstattteil erscheinen, der an konkreten Beispielen modellhaft aufzeigen soll, wie missionarische Pastoral aussehen kann. Aus der Sicht des Pastoraltheologen wird man auf praktische Hilfen und anschauliche Modelle missionarischer Pastoral gespannt sein.<sup>7</sup>

## **Im Zentrum der Begegnung: das personale Element**

Grundsätzlich ist zu der Verbindung der Erklärung der deutschen Bischofskonferenz mit dem Brief von Bischof Dr. J. Wanke zu sagen, dass sein Schreiben bei den Lesern sicher auf mehr Aufgeschlossenheit und größere Sympathie stoßen wird als die vorgehende Erklärung, nicht nur weil es kürzer, sondern auch persönlicher und damit ansprechender ausgefallen ist. In der Erklärung (S. 9) heißt es: „Ein Urgesetz menschlicher Kommunikation scheint es zu sein, dass Personen, zumal authentisch wirkende Personen (weniger Institutionen, die eher dem Verdacht ausgesetzt sind, ‚vereinnahmen‘ zu wollen!) immer attraktiv sind. Das bedeutet (dann), dass katholische Kirche sich noch stärker als bisher ‚personalisieren‘ muss, aber nicht nur in ihren Amtsträgern und ‚Spitzenvertretern‘“ (ebd.). Gerade das tut das bischöfliche Schreiben und wirkt damit auf den gläubigen Laien so erfrischend, nüchtern und zugleich anregend. Seine Zeilen zeigen eine persönliche Handschrift,

eine konkrete Person, nicht nur eine abstrakte Theologie oder gut gemeinte theoretische Überlegungen, die von einer Kommission nach Einarbeitung aller Änderungswünsche zu einem theologisch richtigen, aber kaum Neues anstoßenden Prozess bzw. Dialog in der deutschen Ortskirche und ihren Gemeinden, ihren Verbänden und Bewegungen, ihren Räten und Gruppen führen. M. E. ist mit dieser gelungenen Verbindung ein erster Durchbruch im Bereich der bischöflichen Erklärungen erreicht worden, und zwar in dem angestrebten Sinn von „personalisiertem Glauben“, der unbedingt weiter geführt werden sollte.

## Begeisterung wecken für eine missionarische Kirche

In der ersten Phase der Motivierung der Gemeinden und Gläubigen für ein solch grundlegendes Thema und der konkreten Anregung für erste Gesprächsrunden in den Pfarrgemeinderäten und Verbänden, Bewegungen und Gruppen geht es nicht so sehr um ein theologisch abgewogenes und vielfach oft zu theoretisch bleibendes, wenn auch sicherlich gut durchdachtes „Dokument“ oder „Grundlagenpapier“, sondern eher um ein persönliches Ansprechen, ein ehrliches Begeistern, indem der Bischof die Laien an seinen Sorgen, Fragen und Nöten beteiligt. Er macht damit deutlich, dass eine authentische Person hinter dem Thema zu sehen ist, deren Botschaft den Laien glaubhaft erscheint. Allgemeine „Lehr-“ und „Weisungsschreiben“ gibt es im Beruf, in Staat, Schule, Gesellschaft zur Genüge. Sie sprechen nicht immer den mündigen, sondern vielfach den verwalteten Bürger an und behandeln ihn als solchen. Die bischöflichen Schreiben sollten wieder stärker *einen persönlichen Charakter* bekommen, dann fänden sie m. E. auch unter den Gläubigen ein größeres Echo und die notwendige Unterstützung.

## Die missionarische Situation der deutschen Kirche als Chance wahrnehmen

Im Teil I. – der Analyse der Welt und Gesellschaft wie der Situation der Kirche und der Gemeinden – hätte man sich eine schärfere und genauere Zeitanalyse der deutschen Ortskirche gewünscht. Der Text ist zwar inhaltlich sehr dicht und enthält viel Wahres und Richtiges, doch greift er zu wenig die Zuspitzung des Themas auf. Vielmehr liegt eine Zustandsbeschreibung der deutschen Ortskirche aus einer binnenorientierten Sicht vor. Missionarisch Kirche sein hat aber auch stets theologisch die jeweilige Perspektive von Gemeinde und Christsein zu weiten, bestehende Strukturen und Organisationen kritisch zu hinterfragen; Mission richtet sich nicht nur nach außen, sondern wirkt sich auch im Sinne des Evangeliums reformierend nach innen aus. Sie fordert strukturell, konzeptionell, finanziell und personell zur Umkehr auf.

Als Ortskirche missionarisch sein besagt auch stets, ein ausgeprägtes Gespür dafür zu haben, dass die Verkündigung des Evangeliums und das offensive Glaubenszeugnis die Christen begeistern und ihnen Freude bereiten kann. Es stellt nicht nur ein schwieriges Unterfangen dar. In der Erklärung kommt das positive Element der Freude an der Mission, der Begeisterung und des Elans kaum zur Sprache, bzw. tritt zu wenig deutlich hervor. Vor Ort missionarisch sein gilt es mit positiven Erfahrungen, vielleicht sogar mit „Events“ und zeitlich überschaubaren „Erlebnissen“ zu verbinden. Christen dürfen vor neuen gesellschaftlichen Entwicklungen keine Berührungängste haben. Glauben und Christsein ist nicht nur eine verkopfte Sache, eine intellektuelle Angelegenheit, sondern geht den ganzen Menschen an und will all seine Lebensbereiche ansprechen. Missionarisch als Christ handeln, missionarisch Kirche und Gemeinde sein, hebt die so schmerzlich erfahrene Trennung von Glauben und Leben auf und führt wieder verstärkt zu einer ganzheitlichen Lebensführung als Christ und Zeitgenosse.



## **Missionarische Anknüpfungspunkte in unserer Gesellschaft entdecken**

Für viele Gemeinden und Christen wäre es hilfreich, unter den geänderten sozio-kulturellen wie kirchlich-religiösen Bedingungen konkrete Anknüpfungspunkte dargelegt zu bekommen, die sie ermutigen, sich auf ihre Sendung in die Welt, ihren jeweiligen Kontext, einzulassen. Die Suche nach mehr Innerlichkeit und Ganzheitlichkeit, das wachsende Interesse an Esoterik und Mystik, die zunehmende Eigenverantwortung für die Umwelt und der Einsatz für eine universale Gerechtigkeit zeigen starke religionsproduktive Tendenzen in unserer Gesellschaft auf, die es in Beziehung zu setzen gilt mit dem ureigenen Auftrag der Kirche, missionarisch zu sein. Wie kann das konkret durch eine Erneuerung der missionarischen Pastoral in Deutschland geschehen?

Eine stärkere Berücksichtigung religionssoziologischer Untersuchungen und Erkenntnisse – unter missionarischer Perspektive zugespitzt – hätte der Erklärung gut getan und ihr eine größere Weite und Offenheit gegeben, sie zugleich aber auch praktischer und zielstrebigter ausfallen lassen. Die Probleme, als Kirche und Gemeinde missionarisch zu sein, beginnen ja gerade da, wo die bisherigen volkshirchlichen traditionellen Konzepte und Strukturen nicht mehr greifen und viele haupt-, neben- und ehrenamtliche Mitarbeiter überfordert und oft betriebsblind vor völlig neuen Aufgaben stehen. Sie entdecken keinen Ansatz für eine Erneuerung ihrer missionarischen Verantwortung vor Ort. Wie soll die Kirche, die Gemeinde z. B. im Kontext der Postmoderne missionarisch sein, angesichts der stetig wachsenden Tendenz zur Individualisierung, der gesellschaftlich allgemein akzeptierten Pluralität in allen Lebensbereichen und deren anhaltender Ausdifferenzierung?<sup>8</sup>

## **Mission und der mystagogische Ansatz**

In den Überlegungen der Bischöfe kommt m.E. auch der mystagogische Ansatz K. Rahners, der die Kirche und ihre Gemeinden darauf aufmerksam macht, dass „Gott schon vor dem Missionar da“ (S. 9) war, nur ansatzhaft zur Sprache. Es geht nicht so sehr darum, den Menschen etwas Neues zu bringen, sondern das, was sie schon immer bewegt und beschäftigt, wonach sie sich sehnen und wonach sie suchen, ins Wort zu bringen, es im Glauben zu benennen und Gott zu bekennen. So lassen sich die Sehnsucht vieler Menschen nach einem „Leben in Fülle“ (Joh 10,10), ihr Streben nach Einmaligkeit und Menschenwürde, ihr Suchen nach Personalität und Liebe, ihr Ringen um Gerechtigkeit und Frieden und die Bewahrung der Schöpfung als wichtige Anknüpfungspunkte für eine missionarische Pastoral nutzen und für eine missionarische Verkündigung aufgreifen. Inwieweit werden solche gesellschaftlichen Grundströmungen und Zeitzeichen für eine missionarische Pastoral relevant, wie werden sie in konkrete Konzepte und Überlegungen einbezogen? Bestimmen nicht oft zu sehr einseitig Binnenthemen der Kirche und Gemeinden die Diskussion und das Gespräch mit Suchenden, kritisch Distanzierten und Nichtgetauften, statt dass mehr auf deren Themen und Fragen eingegangen wird?

## **Gestufte Formen und unterschiedliche Entwicklungen von Christsein**

Aufgrund der inhaltlichen Vorgabe von „Evangelii nuntiandi“ wäre auch bei den konkreten Planungen zu beachten, dass es innerhalb einer missionarischen Pastoral zu gestuften Formen und unterschiedlichen Entwicklungen von Christsein kommen kann. Das Apostolische Schreiben Pauls VI. zeigt sich in seiner Position offener und weiter, wenn es bei dem konkreten Menschen, der in einem Evangelisierungsprozess steht,

von unterschiedlichen Phasen und Stufen spricht, die z. T. fließend sind, aber auch oft nicht zu „linear“ aufsteigenden weiteren Entwicklungen führen, sondern ebenso Stillstand, Brüche, ja sogar Abbrüche einschließen können. Identifikation mit dem Evangelium führt nicht automatisch zu einer umfassenden Identifikation mit der Kirche bzw. Gemeinde und ihrem Glauben. Es gilt somit auch stärker mit Teil-Identifizierten in Kirche und Gemeinden zu rechnen und dies in der Pastoral und im Gemeindeleben zu berücksichtigen. Und trotzdem geschieht die Evangelisierung nicht umsonst, sondern leitet einen grundlegenden Prozess ein, der mit Gottes Hilfe zu einem intensiven Glauben unter den Menschen führen kann und letztlich das Kommen des Reiches Gottes ermöglicht. Daraus ergibt sich für viele haupt- und ehrenamtliche Mitarbeiter in der missionarischen Pastoral, sich von einer Position des „Alles“ oder „Nichts“ zu verabschieden und missionarisches Handeln weiter zu verstehen als nur im sichtbaren Erfolg der Zahl von Taufbewerbern.

Positiv zu sehen ist der eindeutig biblisch-spirituelle Bezug im Teil II. Missionarisch zu sein, bedeutet nicht, einen formalen oder rechtlichen Auftrag auszuführen, vielmehr geht es „um eine Haltung, die bereit ist, alles einzusetzen, ohne ängstlich und halbherzig zu sein“ (S. 11). Diese Einstellung wird besonders deutlich im biblischen Bild vom Sämann. Aus einer solchen Haltung entsteht ein „demütiges Selbstbewusstsein“ (S. 13–14), zugleich aber auch eine „Gelassenheit“ und „Ruhe“ (S. 14 f) bei allen Widersprüchlichkeiten, die das Leben als Christ in missionarischer Verantwortung in Gesellschaft und Kirche mit sich bringt. Damit wird jedem falsch verstandenen „missionarischen Aktivismus“ und dem traditionellen Verständnis von „Mission als Werk der Übergebür“, das von der Geschichte her besonders berufenen Christen vorbehalten war, von vornherein entsagt und missionarisches Handeln auf eine grundlegend theologisch-spirituelle Basis gestellt.

## **Perspektiven und mögliche Ansätze für eine missionarische Pastoral**

Der Teil III. greift die von „Evangelii nuntiandi“ genannten Elemente für eine Erneuerung der missionarischen Pastoral auf und versucht sie in den Kontext der deutschen Ortskirche zu übersetzen. Dabei bleibt es aber oft nur bei Benennungen und Auflistungen.

Bedeutsam für die Gemeinden und Christen vor Ort sind aber schon die Erläuterungen über die Wichtigkeit des Zeugnisses des Lebens. Christ wird man durch Erfahrung (S. 16), indem man Menschen kennen lernt, „die als überzeugte Christen leben“ (S. 16). Die Möglichkeiten der Laien, im Alltag, in Familie und Berufsleben, in Nachbarschaft und Freizeit indirekt zu verkündigen, werden ausdrücklich herausgestellt. Als besonderes Zeugnis des Lebens wird die Haltung der Gastfreundschaft betont. Der geplante Werkstattbericht sollte in diesem Sinne den Gemeinden konkrete Perspektiven und anschauliche Modelle aufzuzeigen, was dies spirituell, personell, finanziell und strukturell für ihre Pastoral vor Ort bedeutet, z. B. in Bezug auf Obdachlosenhilfe, Drogen- und Suchtkrankenberatung, Ausländerpastoral, Fernstehendenpastoral, Dialog mit konfessionslosen und andersgläubigen Besuchern, Gästen bzw. Interessenten. Welche Formen der Begegnung, welche inhaltlichen Fragen stehen dabei an, welche sachliche Kompetenz ist bei solchen Formen von Gastfreundschaft gefragt?

Ausführlich nimmt der 2. Punkt „Zeugnis des Wortes“ (S. 17–23) zur Bedeutung der Sprache und der Verkündigung Stellung. Nach einer gediegenen theologischen Klärung des Auftrags zur Verkündigung und der sich daraus ergebenden Motivation, den Glauben auch mit Worten weiterzugeben, wird eine Vielzahl von Orten genannt, angefangen von der Feier der Liturgie über Bibelgespräche und Kasualienpastoral bis hin zu den Medien wie z. B. dem Internet, an denen heute Kirche, Gemeinden und Laien offensiver das Wort Gottes verkündigen sollen. Notwendig sind weiterführende Hilfen für

den liturgischen und katechetischen Bereich gerade unter der Zuspitzung der missionarischen Erneuerung der Pastoral. Das Schreiben verbleibt zu sehr im Beschreiben der traditionellen Aktivitäten, die sich aber immer mehr pastoral als unzureichend und missionarisch als unpassend erweisen. Ein mutiger Aufruf, sich stärker von einer kaum noch aufrecht zu erhaltenden Erfassungspastoral (z. B. im Bereich der davon bestimmten Bußkatechese, dem Erstkommunionunterricht und dem Firmunterricht) würdevoll und gezielt zu verabschieden, würde manchen Pfarrer und manches haupt- und ehrenamtliche Gemeindeteam entlasten und für eine Erneuerung der missionarischen Pastoral vor Ort den notwendigen Freiraum geben. Sonst bleibt missionarische Praxis innerhalb der Pastoral ein weiteres Projekt neben vielen anderen, das aber kaum die notwendigen Energien beanspruchen kann, die es braucht, um innovatorisch, kritisch und kreativ sich dieser aktuellen und notwendigen Herausforderung zu stellen.

Im 3. Punkt geht es um die „Zustimmung des Herzens“ (S. 23). Dabei handelt es sich letztlich um „eine persönlich verantwortete, in eigener Erfahrung verwurzelte Glaubensentscheidung“ (S. 23). Es wird damit Abschied genommen von einem traditionell allzu formalen und kollektiv geprägten Glauben: man war katholischer oder evangelischer Christ, weil alle Christen waren. Bei vielen kam es nie zu einem persönlichen Glauben an Gott, es entstand kein existentielles Verhältnis zu Jesus Christus, seinem Evangelium und den Sakramenten, sondern vielfach herrschte eine veräußerlichte Form des Christentums vor. Dies geht nun aufgrund des gewandelten Verhältnisses von Kirche, Gemeinde und Gesellschaft – vielleicht Gott-sei-Dank – zu Ende.

## **Mission – eine Sache, die zu Herzen geht**

In diesem Sinne erkennt das Schreiben aufgrund der veränderten gesellschaftlichen Situation viele Anknüpfungspunkte, wo

Menschen, Gruppen, Bewegungen und Strömungen sich persönlich und existentiell für Religion interessieren und auf der Suche nach Transzendenz und Sinn, nach einem persönlichen Gott (S. 23) sind. Auf solche Entwicklungen die Gemeinden und engagierten Laien hinzuweisen, ist von großer Bedeutung, ihre Wirkung für eine Erneuerung der missionarischen Pastoral kann nicht hoch genug eingeschätzt werden.

Mit der Überschrift „Die Gewinnung des Herzens ist Gottes Werk“ wird jeglicher ‚Machbarkeitswahn‘, als ob Mission, Evangelisierung, Glauben und Christsein durch geschickte Methoden und Techniken, durch eine Vielzahl von aktivistischen Werbekampagnen und Reklamegags machbar seien, ausgeschlossen. Das heißt natürlich nicht, dass nichts zu geschehen habe, vielmehr wird deutlich, dass die Erneuerung von missionarischer Pastoral ein vielschichtiger, nicht ausschließlich planbarer, sondern spiritueller und gnadenhafter Prozess ist, der mit großer spiritueller Umsicht und mit klugen pastoraltheologischen Überlegungen wie nüchtern geplanten Schritten anzugehen ist.

## **Mission wirkt überzeugend in Gemeinschaft von Gläubigen**

Im 4. Punkt „Eintritt in eine Gemeinschaft von Gläubigen“ (S. 24–29) geht es um den ekklesiologischen Bezug der Mission, in der die „Zustimmung, die nicht abstrakt und körperlos bleiben kann“ (S. 25), offenbar wird und sich „durch einen sichtbaren Eintritt in eine Gemeinschaft von Gläubigen“ (ebd.) zeigt. Die Kirche versteht sich als „Zeichen der Umwandlung“ und als „Zeichen neuen Lebens“.

Angesichts des Rückgangs von traditionell volkskirchlichen Strukturen ist der Hinweis auf die Notwendigkeit „neuer ‚Glaubensmilieus‘“ für die Gemeinden und die Ausrichtung ihrer missionarischen Pastoral von besonderer Bedeutung. Der Rückgriff auf die Praxis der Urkirche und die Geschichte der Seelsorge verstärken die Bedeutsamkeit sol-

cher „Biotope des Glaubens“ (S. 25) und ihre dringliche Einrichtung in den Gemeinden. Aber auch weitere kreative, strukturelle und konzeptionelle Veränderungen in der Pastoral und ihrer missionarischen Ausrichtung sind durch gesellschaftlich etablierte Formen gefordert, z. B. durch Gruppenbildung, die auf „Solidarität, Selbsthilfe, Partizipation, Austausch und Vernetzung angelegt“ ist (S. 25). Die Sakramentenpastoral hat verstärkt diesen den heutigen Menschen kennzeichnenden Einstellungen Rechnung zu tragen und zwar entschiedener als bisher. Auch hier werden nur Andeutungen gemacht; welche strukturellen und konzeptionellen Folgen für die Pastoral vor Ort eine solche Berücksichtigung hat, wird nicht weiter behandelt. Besondere Aufmerksamkeit lenkt das Schreiben auf die Bedeutung des Taufkatechumenats. Welche konkreten Schwierigkeiten sich für manchen Gemeindeleiter angesichts von Taufaufschub oder sogar von Taufverweigerung ergeben hat, wird nicht angesprochen.<sup>9</sup>

In den weiteren Überlegungen werden „Lebensräume für Menschen auf der Suche nach Sinn“ (S. 26) genauer gekennzeichnet. Die verschiedenen Adressaten und die vielfältigen Formen von Kontaktaufnahmen für eine missionarische Kirche werden genannt und zugleich wird dazu ermutigt, diese Chancen zu suchen (S. 27). Besonders der Hinweis des Schreibens, bei aller Wichtigkeit, über zukunftsweisende Strukturen innerhalb der Pastoral in Kirche und Gemeinde zu diskutieren, nicht ihre missionarische Dimension aus den Augen zu verlieren, scheint m. E. das zentrale und grundlegende Kennzeichen einer erneuerten Pastoral zu sein.

Die Erklärung richtet den Blick aber nicht nur auf die Chancen einer missionarischen Pastoral in der Gemeinde, sondern auch auf eine „Pastoral der Zwischenräume“ (M.N. Ebertz)<sup>10</sup>. Sie listet die Vielfalt solcher Möglichkeiten auf und weist darauf hin, dass es dazu „gute Erfahrungen gibt, die Mut zu missionarischer Seelsorge machen“ (S. 29). Aber solche positiven Dinge zu wissen ist eines, – und m. E. möchten viele Mitarbeiter

in den Gemeinden, auch konkret erfahren, wo es solche Erfahrungen gegeben hat – und das andere ist, wie sie theologisch-spirituell konzipiert und organisatorisch-strukturell geplant waren und warum sie missionarisch zu qualifizieren sind.

## **Mission führt zur Bekehrung und die Bekehrten zur Mission**

In einem 5. Punkt geht es um „Beteiligung am Apostolat – selbst in die Sendung eintreten“ (S. 29–33). Die Sammlung schließt automatisch die Sendung mit ein, d. h. sich als Apostel in seinem eigenen Lebensbereich wie in der Gesellschaft einzubringen, „damit menschengerechte Verhältnisse entstehen können und die Art, wie wir miteinander umgehen, menschenfreundlicher wird“ (S. 29). Besonders aufbauend und erfreulich ist m. E., dass die Erklärung das vielfältige Engagement zahlreicher ehrenamtlicher Frauen und Männer in den unterschiedlichen Diensten der Gemeinden lobend hervorhebt und darin eine günstige Basis und zugleich gute Voraussetzung für eine Erneuerung missionarischer Pastoral der Gemeinde vor Ort sieht. Es geht nicht unbedingt um eine neue Belastung und ein weiteres Aufgabenfeld innerhalb der Pastoral, sondern eher um eine deutliche Herausstellung der missionarischen Dimension der jeweiligen Pastoral.

Positiv zu sehen ist auch, dass die Erklärung einen Begriff aufnimmt, der aufs engste mit dem Thema „Mission“ verbunden ist, nämlich der Inkulturation des Evangeliums, die gerade durch „Evangelii nuntiandi“ wieder eine größere Bedeutung bekommen hat. Sie greift die Sorge des Papstes auf, dass es in unserer Zeit zu einer wachsenden Entfremdung von Evangelium und Kultur gekommen ist und daher alle Anstrengungen aufgebracht werden müssen, „um die Kultur, genauer die Kulturen, auf mutige Weise zu evangelisieren. Sie müssen durch die Begegnung mit der Frohbotschaft von innen erneuert werden“ (EN Nr. 19). In diesem Zusammenhang wird sich die deutsche

Ortskirche gerade mit diesem Thema noch intensiver beschäftigen müssen<sup>11</sup>, wenn sie ihren Auftrag zur Erneuerung ihrer missionarischen Pastoral aufgreifen und sich damit ernsthaft auseinander setzen will.

## **Mission und Orden**

Etwas angehängt erscheinen mir in der Erklärung (S. 32) die Ordensgemeinschaften mit ihrem je eigenen Charisma, das sie als Ruf Gottes zu missionarischem Dienst verstehen sollen. Aber wie die deutsche Ortskirche und zahlreiche ihrer Gemeinden in vielen Punkten hilflos den neuen Herausforderungen gegenüberstehen, so stehen auch etliche Ordensgemeinschaften vor der grundlegenden Neuorientierung ihrer bisherigen Tätigkeiten und Aufgabenfelder. Neben Struktur- und Konzeptionsfragen tauchen vielfältige Probleme auf, die oft eine einzelne Ordensgemeinschaft überfordern. Man wünscht sich hier von den Bischöfen eine stärkere Unterstützung in Richtung Ermutigung für kreative Neuansätze in den einzelnen Ordensgemeinschaften, die sicher von den verantwortlichen Oberen und vielen Mitgliedern nicht als Einmischung in ihre inneren Angelegenheiten angesehen, sondern positiv aufgenommen würden.

## **Mission und Stellvertretung**

In einem letzten Punkt wird das Verständnis von Mission unter dem Aspekt der Stellvertretung (S. 33) behandelt. Heute als Christ in einer gesellschaftlichen Minderheit zu leben, besagt auch stets, nicht nur für sich, sondern auch immer für andere zu glauben. „Stellvertretung im Lob Gottes und im Gebet für die Menschen ist eine erste und grundlegende Form missionarischer Sendung.“ (S. 33) Gerade diese Aussage eröffnet eine spirituelle und theologische Weite, die die Mission aus einer allzu oft verengten Perspektive von konkreten Erfolgen und Zahlen, von messbaren Ergebnissen befreit und in ihrer umfassenden Größe und

theologischen Wirkung würdigt, als „Missio Dei“, als Handeln Gottes durch Jesus Christus in seinem Heiligen Geist.

## **Die Sorge des Hirten - Aufruf um Fest**

In dem Brief des Bischofs tauchen drei zentrale Ansatzpunkte für eine Erneuerung der missionarischen Pastoral in der deutschen Ortskirche und ihren Pfarrgemeinden auf. Ausgehend von dem Bild „Einladung zu einem Fest“ nennt er „drei Herausforderungen für eine ‚missionarische und evangelisierende Kirche‘ in Deutschland“ (S. 38-41), die m.E. einen gangbaren Weg aufzeigen, wie Gemeinden und Laien vor Ort ihre missionarische Verantwortung heute offensiv in Gesellschaft und Welt umsetzen können.

## **Im eigenen Alltag den Reichtum seines Glaubens entdecken und davon anderen erzählen**

Es geht um den wichtigen Prozess der Selbstevangelisierung, der Entdeckung, was der Glaubensweg in der Nachfolge Jesu freigesetzt und das Leben bereichert hat (S. 38). Dabei handelt es sich um eine kraftvolle Ermutigung, offensiver und unmittelbarer zu, mit und vor anderen von Gott zu sprechen, dies aber aus einem „demütigen Selbstbewusstsein“ (S. 39) heraus. Den eigenen Glauben, seine Erfahrungen mit Gott ins Wort zu bringen, fällt vielen Menschen heute schwer. Vielfach herrscht eine Sprachlosigkeit vor, weil Menschen sich zu wenig trauen, darüber miteinander zu sprechen. Der Glaube lebt aber vom Hören. Er muss also immer wieder verkündet und weitergegeben werden. Dieses Vorgehen verzichtet auf arrogantes Besserwissen, Moralisieren und billiges Werben (S. 39). Jegliche Form einer vorschnellen Vereinnahmung lehnt der Bischof ab, ihm geht es um Authentizität, um persönliche Beziehung und Glaubwürdigkeit, die aber „ausdrücklich“ werden



muss, „um den anderen mit Gott und seiner Liebe in Berührung zu bringen. ...denn unser Gott hat ein Gesicht und einen Namen, den man anrufen kann“ (S. 40).

## **Mission und Inkulturation**

Angesichts einer Gesellschaft, in der das Erlebnis zur bestimmenden Lebensperspektive geworden ist und „Events“ immer mehr zu einem prägenden Kennzeichen der Freizeitkultur gehören, entwickelt der Bischof ein gutes Gespür für missionarische Möglichkeiten im Kontext der heutigen Kultur innerhalb der deutschen Ortskirche. So weist er mit aller Dringlichkeit auf die Vision eines Festes hin, zu dem Gott alle einladen will (S. 40). Damit setzt er sich mit dem umfassenden Thema der Inkulturation des Evangeliums auseinander. Schon Papst Paul VI. spricht in seinem Apostolischen Schreiben „Evangelii nuntiandi“ dieses Thema an, indem er in Nummer 20 darauf aufmerksam macht, dass es vielfach zu einem Bruch zwischen Evangelium und Kultur gekommen ist. Die Aufgabe missionarischer Tätigkeit bestehe darin, sich mit der jeweiligen Kultur der Menschen im Sinne des Evangeliums auseinander zu setzen, um so ganzheitlich den Menschen das Wort Gottes zu verkünden. Gerade angesichts des kulturellen Wandels in Deutschland steht eine erneute Inkulturation des Evangeliums dringend an. Dies ist ein umfassender Prozess, der alle Bereiche menschlichen Lebens umfasst, nicht nur den ausgesprochen religiösen Bereich.

Aus dieser Grundhaltung der Inkulturation des Evangeliums soll besonders die Gemeinde als Kirche vor Ort Zeichen des „Willkommen-Seins“ gegenüber allen Interessierten und Suchenden setzen, ganz gleich welcher Kultur, Subkultur oder Fremdkultur sie angehören. Diese Offenheit bezieht sich nicht nur auf den Bereich der Sakramentenpastoral, sondern bezieht auch den Bereich der Sakramentalien ein, damit es so zu möglichst vielgestaltigen „Gottesberührungen“ kommt und sich kein Zeitge-

nosse davon ausgeschlossen fühlt. Dabei geht es ihm um ein vorsichtiges Aufzeigen von missionarischen Möglichkeiten in Bezug auf Einstellung und Haltung der Gemeinden und Mitarbeiter gegenüber Teilidentifizierten, Suchenden und Gescheiterten. Pastorale und seelsorgliche Hinweise und konkrete Anknüpfungspunkte werden von ihm aufgezeigt; es liegt ihm fern, bis ins Letzte ausgefeilte Konzepte mit fertigen Garantien über mögliche Erfolge im Bereich missionarischer Wirksamkeit vorzulegen. Gerade deswegen lädt er die Pfarrgemeinden und alle Gläubigen ein, über diesen Brief zu sprechen und ihm gegebenenfalls „ein schriftliches ‚Echo‘ zu geben“ (S. 42).

Dieser Anruf im offenen Brief eines Bischofs fordert zur Stellungnahme heraus, wenn man sich und seinen Glauben als Christ unter den heutigen Bedingungen ernst nimmt und von seiner Zukunftsfähigkeit überzeugt ist.

## **Ausblick mit Hoffnung und Zuversicht**

Das Schreiben der deutschen Bischöfe „füllt eine wichtige Lücke“ (S. 6). Es ist der ernst zu nehmende Versuch, sich nicht nur mit sich selbst zu beschäftigen und binnenorientiert als Kirche, Gemeinde und Christ zu leben, sondern im Sinne des Evangeliums und der ersten christlichen Gemeinden, sich zu den Menschen gesandt zu wissen und offensiv durch Tat und Wort Zeugnis vom Kommen des Reiches Gottes in Jesus Christus zu geben. Vor allem der Brief von Bischof Wanke möchte begeistern und die Christen bei allen Schwierigkeiten mit Zuversicht erfüllen. Er fordert die Gemeinden und Christen heraus, als Einzelne und als Gruppe wieder bewusster und mutiger als Jünger und Jüngerin Jesu Christi in dieser Gesellschaft verantwortlich Stellung zu nehmen und sich persönlich, innovativ und kreativ an diesem Prozess der Sendung der Kirche zu beteiligen. Der erste Schritt für die deutsche Ortskirche ist durch dieses Schreiben getan. Es wird an den Gemeinden und



Christen vor Ort liegen, ob weitere Schritte in diesem Sinne erfolgen und so auch die deutsche Ortskirche wieder missionarisch wird. Das Gespräch ist eröffnet. Der Prozess kann beginnen.

## Anmerkungen:

- <sup>1</sup> „Zeit zur Aussaat“. Missionarisch Kirche sein. Die deutschen Bischöfe. 26. November 2000. Hg.: Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz, Bonn 2000, Nr. 68, 1-43.
- <sup>2</sup> I. Zeiger SJ: Die religiös-sittliche Lage und die Aufgabe der deutschen Katholiken, in: Generalsekretariat des Zentralkomitees der Katholiken Deutschlands zur Vorbereitung der Katholikentage (Hg.): Der Christ in der Not der Zeit. Der 72. Deutsche Katholikentag vom 1. bis 5. September 1948 in Mainz. Paderborn 1949, 35.
- <sup>3</sup> Vgl. die ausgewählten Veröffentlichungen: Reden von Gott in der Welt. Der missionarische Auftrag der Kirche an der Schwelle zum 3. Jahrtausend. Hg. vom Kirchenamt der Evangelischen Kirche in Deutschland im Auftrag des Präsidiums der Synode. Frankfurt a.M. / Hannover 2000; der Text ist dokumentiert in: epd-Dokumentation Nr. 49/99. Frankfurt a.M. 1999: Lade Deine Nachbarn ein. Informationen / Modelle / Impulse aus der Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen. Hg.: Ökumenische Centrale Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen in Deutschland, Frankfurt a.M., ACK aktuell Heft 1 (1999); ebenso: Gemeinsam zum Glauben einladen. Aufbruch zu einer missionarischen Ökumene. Ein Impulsheft für Gemeinden und ökumenische Gesprächs- und Arbeitskreise. Frankfurt a.M. 1999, hg. von der Ökumenischen Centrale. ACK-Arbeitsgruppe „Missionarische Ökumene“; ebenso der Reader: Aufbruch zu missionarischer Ökumene. Auf dem Weg zu einem missionarischen Profil für das nächste Jahrtausend, hg. von der Ökumenischen Centrale. ACK-Arbeitsgruppe „Missionarische Ökumene“. Hannover / Aachen 2000.
- <sup>4</sup> Vgl. dazu den Beitrag von: H. Müller: Den Glauben vorschlagen. Missionarische Praxis im deutsch-französischen Gespräch, in: Diakonia 31 (2000), 3, 288-293. Der gesamte Text ist erschienen in: Den Glauben anbieten in der heutigen Gesellschaft. Brief an die Katholiken Frankreichs von 1996, 11. Juni 2000. Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz (Hg.), in: Stimmen der Weltkirche Nr. 37, Bonn 2000.
- <sup>5</sup> Apostolisches Schreiben „Evangelii nuntiandi“ Seiner Heiligkeit Papst Pauls VI. an den Episkopat, den Klerus und alle Gläubigen der Katholischen Kirche über die Evangelisierung in der Welt von heute. 8. Dezember 1975. (VAS 2), hg. vom Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz Bonn 1975 (Verlautbarungen des Apostolischen Stuhls Nr. 2).
- <sup>6</sup> Vgl. dazu die ausgewählte Literatur: P.M. Zulehner: Von der versorgten zu missionarischen Gemeinde, in: OK 25 (1984) 52-68. Franz-Hermann Kochanek: Zur Theologie einer missionarischen Gemeinde. Studien zu einer praktisch-theologischen Handlungstheorie. Reihe: Veröffentlichungen des Missionspriesterseminars St. Augustin bei Bonn Nr. 39, Nettetal 1990.
- <sup>7</sup> Interessante, wenn auch z.T. sehr zu diskutierende, praktische Anregungen dazu bietet das Buch von K. Armbruster: Von der Krise zur Chance. Wege zu einer erfolgreichen Pastoral. Freiburg / Basel / Wien 1999. Ebenso die Anregungen von K. Schlemmer: Innovative und alternative neue Seelsorge- und Feierformen, in: Anzeiger für die Seelsorge 109 (2000), 12, 552-556.
- <sup>8</sup> Vgl. dazu die Ausführungen von N. Mette: Trends in der Gegenwartsgesellschaft, in: Handbuch: Praktische Theologie. Grundlegungen. Mainz 1999, Bd. 1, 75-90.
- <sup>9</sup> Vgl. dazu das Schreiben: Sakramentenpastoral im Wandel. Überlegungen zur gegenwärtigen Praxis der Feier der Sakramente - am Beispiel von Taufe, Erstkommunion und Firmung. Hg. vom Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz, Bonn 1993, Nr. 12.
- <sup>10</sup> Vgl. dazu die Ausführungen und Thesen von M. N. Ebertz: Pastoral der Zwischenräume, in: ders.: Kirche im Gegenwind. Zum Umbruch der religiösen Landschaft. Freiburg / Basel / Wien 1997.
- <sup>11</sup> Vgl. dazu meine Überlegungen in: H. Kochanek: Spurwechsel. Die Erlebnisgesellschaft als Herausforderung für Christentum und Kirche. Frankfurt a. M. 1998.

# Es fehlt uns an Subsidiarität

Noch nie wurde soviel über Subsidiarität gesprochen und geschrieben wie heute. Seit nunmehr 70 Jahren bildet der Begriff die Wurzeln der christlichen Soziallehre und im innerstaatlichen und europäischen Recht. Neuerdings besonders bei der Frage, ob die Eigenvorsorge als Alterssicherung neben der gesetzlichen Rentenversicherung und der betrieblichen Altersvorsorge ihren Platz haben muss. Mit dem Altersvermögensgesetz (noch nicht veröffentlicht) wird das Subsidiaritätsprinzip in neue Bahnen gelegt.

## Ursprung in der Soziallehre

„Subsidiarität“ kommt vom lateinischen Begriff „subsidium“, der Hilfestellung und Unterstützung meint. Ursprünglich im militärischen Sprachgebrauch verwendet, waren damit Reserveeinheiten gemeint, die nur dann zum Einsatz kommen sollten, wenn sie wirklich notwendig gebraucht wurden. „Subsidiarität“ kann daher als „hilfreicher Beistand“ bezeichnet werden. Das sozialethische Rundschreiben „Quadragesimo anno“ vom 15. Mai 1931 formulierte das Subsidiaritätsprinzip als ein Grundelement der christlichen Soziallehre aus. Angewandt wird es heute vor allem im Blick auf das Verhältnis zwischen den Nationalstaaten und einer supranationalen, europäischen Ordnung. Die kirchliche Sozialverkündung Papst Pius XI. sah sich Anfang der dreißiger Jahre genötigt, mit Hilfe des Subsidiaritätsprinzips das Verhältnis zwischen der übergeordneten sozialen Institution und dem Individuum bzw. den kleineren Gruppen zu bestimmen. Dabei ging es vor allem um die Bewahrung von privaten Freiräumen und Individual-

rechten. Besorgt um die Unabhängigkeit katholischer Berufsverbände und anderer gesellschaftlicher Gruppen, wandte sich die Kirche gegen ein Übermaß staatlichen Einflusses. In Angelegenheiten, die kleinere Gemeinschaften eigenständig regeln können, solle der Staat sich nicht einmischen. Das sei „überaus nachteilig“ und verwirre die ganze Gesellschaftsordnung. Aufgabe des Staates sei es lediglich, die dafür notwendigen Rahmenbedingungen zu schaffen.

## Ein Rechtsbegriff

Durch die Verankerung der Subsidiarität in den europäischen Verträgen ist der Begriff zu einem Rechtsbegriff geworden (Artikel 2 Abs. 2 des Vertrages über die Europäische Union sowie in Artikel 5 Abs. 2 des Vertrages zur Gründung der Europäischen Gemeinschaft). Danach haben die Europäischen Gemeinschaften nur Kompetenzen, soweit sie ihnen im einzelnen zugewiesen sind, was jeweils nachgeprüft werden muss. Zum einen müssen die Ziele der in Betracht gezogenen Maßnahmen auf Ebene der Mitgliedstaaten nicht ausreichend erreicht werden können; zum anderen müssen sie „daher wegen ihres Umfangs oder wegen ihrer Wirkungen besser auf Gemeinschaftsebene erreicht werden können“. Das bedeutet, dass die Gemeinschaft nicht zur Kompetenzausübung befugt ist, solange die Ziele von den Mitgliedstaaten zwar schlechter als auf Brüsseler Ebene, aber immer ausreichend zu erreichen sind. Nur wenn die Mitgliedstaaten die Vertragsziele nicht ausreichend, d. h. nur ungenügend oder unzulänglich realisieren können, darf eine Kompetenz von der Europäischen Union beansprucht werden, aber auch nur, wenn die Vertragsziele tatsächlich besser auf Gemeinschaftsebene erreicht werden können.

Die Subsidiaritätsklausel ist somit in erster Linie eine Kompetenzausübungsschranke. Die Gemeinschaft darf Kompetenzen, die ihr an sich zustehen, nicht ausüben, wenn die Mitgliedsstaaten die Ziele ausreichend erreichen können.

Überprüft man das Subsidiaritätsprinzip des europäischen Gemeinschaftsrechts mit der Enzyklika „Quadragesimo anno“, so ergibt sich keine völlige Übereinstimmung. Insbesondere ist die Schutzrichtung völlig unterschiedlich. Ausgangspunkt der Enzyklika ist der Schutz des Individuums, weshalb „dasjenige, was der Einzelmensch aus eigener Initiative und mit seinen eigenen Kräften leisten kann, ihm nicht entzogen und der Gesellschaftstätigkeit zugewiesen werden darf“. Im Unterschied hierzu bezieht sich das Europa-rechtliche Subsidiaritätsprinzip nicht auf das Verhältnis Individuum-Staat oder Individuum-Gemeinschaft, sondern allein auf das Verhältnis der nationalen Mitgliedstaaten zu der Europäischen Union. In „Quadragesimo anno“ heißt es, was die kleineren und untergeordneten Gemeinwesen leisten und zum guten Ende führen können, sollen die übergeordneten Gemeinschaften nicht in Anspruch nehmen. Dasselbe sagt das europarechtliche Subsidiaritätsprinzip: Was die Mitgliedstaaten in ausreichender Weise erfüllen können, soll der Europäischen Union nicht zustehen.

Im Vertrag von Amsterdam ist das Subsidiaritätsprinzip durch ein umfangreiches Protokoll über die Anwendung der Grundsätze der Subsidiarität und der Verhältnismäßigkeit ergänzt worden.

## Vorrang des Privaten

Seit der Bismarckschen Sozialgesetze sehen wir die soziale Verantwortung nicht als eigene Bürgerverantwortung an, „der Staat hat es zu regeln“. Unser Staat ist jedoch seit einiger Zeit im Sozialen vollständig überfordert. Seine erste Maßnahme war nun Anfang 2001, mit dem Altersvermögensgesetz die soziale Antwort „subsidiär“ zum Teil an die Gesellschaft zurückzugeben. Die neue Form der sozialen Kooperation mit dem Staat durch die Privatvorsorge mit staatlicher Hilfe entlasten den Staat. Der Staat beendet seine Praxis und Ideologie der überall vorkommenden Sozialleistung. Es gibt keine Zahlungen mehr aufgrund von

abstrakten Anspruchsgrundlagen. Das grundlegend Neue an der Reform der Alterssicherung ist der Aufbau einer zusätzlichen privaten kapitalgedeckten Altersvorsorge. Im Sinne der christlichen Soziallehre soll der Einzelne mit seinen eigenen Kräften dasjenige leisten, was der Gesellschaft nicht mehr zugewiesen werden kann. Weiterhin ist man sich darüber einig, dass Familie, Nachbarschaft, Selbsthilfegruppen eine vorrangige Zuständigkeit zukommt, so problematisch ist häufig die Zuständigkeitsverteilung unter den übrigen privaten und öffentlichen Leistungsträgern. Hier führt vor allem das Kriterium der größeren oder kleineren Gemeinschaft meist nicht weiter (z.B. § 2 Bundessozialhilfegesetz). Als Faustregel kann angenommen werden, dass dem Einzelnen jeweils die nächstliegende Gemeinschaft zunächst zur ergänzenden Hilfestellung aufgerufen ist. Mit Artikel 23 Abs. 1 Grundgesetz ist das Subsidiaritätsprinzip verfassungsrechtlich verankert. So ist im Verhältnis zum Staat dem Individuum der Vorrang eingeräumt. Die aufgezeigten Beispiele lassen sich in das Verfassungsprinzip ohne Einschränkung einordnen.

## Ausblick

In ihren Sozialzyklen vermitteln die Päpste bis Johannes Paul II. ein Menschenbild, das den einzelnen in einem Spannungsfeld zwischen Eigenverantwortung und Solidarität zeigt. Für die Probleme der neuen Informationsgesellschaft bieten die klassischen Modelle sozialer Gerechtigkeit keine Lösungen mehr, aber der Solidarbedarf ist heute größer denn je. Prinzipien wie Personalität, Solidarität und Subsidiarität sind auf Grund der Zeichen unserer Zeit neu zu formulieren. Dazu zählt man neben der Gemeinwohl-verpflichteten freien Wirtschaft auch die selbstverantwortliche Bürgergesellschaft und die wertgebundene Demokratie. Die erwähnten Prinzipien dürfen sich nicht länger nur an den nationalen Volkswirtschaften orientieren, sondern müssen sich z.B. mit der ethischen Beurteilung interna-

tionaler Finanzmärkte befassen. Nicht mehr der ausgebeutete Arbeiter, sondern der vom Arbeitsmarkt Ausgegrenzte muss durch die Solidarität der anderen getragen werden. Das Subsidiaritätsprinzip muss dagegen zum Fundament einer erneuerten Bürgergesellschaft werden. Bürgerinitiativen, Umweltverbände und kirchliche Gruppen sind heute die schätzenswerten Zwischeninstanzen, die zur gesellschaftlichen Orientierung beitragen können. Erst am Beginn steht die Diskussion einer sogenannten Neuen Subsidiarität. Dies zu ermöglichen, stellt in Zeiten der Globalisierung, Informationsflut und Risikovielfalt eine Herausforderung an Staat und Bürgergesellschaft dar.

---

Gabriele von Siegroth-Nellessen

## „Groß geliebt ist meine Sehnsucht nach Leuchtendem ...“

### Zur religiösen Dimension in der deutschsprachigen Lyrik

---

Seit es Literatur gibt, findet sich in ihr die Auseinandersetzung mit den existentiellen Grundfragen des Menschen, die Frage nach dem Woher, Wohin, Wozu – und damit auch die Frage nach einem Mehr, nach einem tieferen Grund – im Sinn von Begründung und Grundlage – für menschliches Dasein. Die Erfahrung dieses begrenzten Lebens in seiner Sinnhaftigkeit und Rätselhaftigkeit zugleich lässt jeden Menschen – zumindest zuweilen – nachdenklich werden und war und ist eine stete Herausforderung für Dichter und Schriftsteller.

*„Mein sind die Jahre nicht, die mir die Zeit  
genommen;  
mein sind die Jahre nicht, die etwa möch-  
ten kommen;  
der Augenblick ist mein, und nehm ich  
den in Acht,  
so ist der mein, der Jahr und Ewigkeit  
gemacht.“<sup>1</sup>*

So formuliert es in den Wirren des Dreißigjährigen Krieges der gläubige Protestant Andreas Gryphius: Vergangenheit und Zukunft liegen nicht in meiner Hand, ein anderer hat sie gemacht, den Augenblick meines Lebens aber muss ich verantwortet leben, um das ewige Heil zu erlangen. Ganz anders spricht ein Dichter in der 1. Hälfte des 20. Jh.:

*„Laßt euch nicht verführen  
zu Fron und Ausgezehr!  
Was kann euch Angst noch rühren?  
Ihr sterbt mit allen Tieren  
Und es kommt nichts nachher.“*<sup>2</sup>

Lebt dieses Leben frei und ohne Angst, trotz oder gerade wegen des Wissens, dass ihr aus dem Nichts kommt und ins Nichts geht – das hämmert Bertolt Brecht den Lesern seiner „Hauspostille“ ein. Zwei ganz unterschiedliche Sehweisen dieses Lebens. Oder ein anderes Gegensatzpaar:

*„Wie Gras auf dem Felde sind Menschen  
Dahin, wie Blätter! Nur wenige Tage  
Gehn wir verkleidet einher!“*<sup>3</sup>

So klagt – mit den Worten der Psalmen – der fromme Matthias Claudius über die Kürze der Frist, „nur wenige Tage“. Aber er weiß: Hier gehn wir nur „verkleidet“ einher. Das eigentliche Leben, die unverkleidete Wirklichkeit, beginnt erst danach – Trauer und Zuversicht in einem. Auch eine Dichterin unserer Zeit, Ilse Aichinger sieht die kurze Frist:

*„Wir sind alle  
nur für kurz hier eingefädelt,“*

Doch sie sieht den Rückweg nicht so eindeutig:

*„aber das Ohr  
hält man uns seither fern,  
uns Kamelen.“*<sup>4</sup>

Nur sehr vermittelt – nur durch den *Anklang* an die Bibelstelle, die vom Reich Gottes spricht – erinnert auch Ilse Aichinger an die „andere Wirklichkeit“. Gewissheit gibt es in ihrem Gedicht nicht.

„Diese Leere ‚dort oben‘ macht mir zu schaffen“, sagte der Schriftsteller Wolf Dietrich Schnurre einmal. „Diese Leere ‚dort oben‘ macht mir zu schaffen. Obwohl ich das als Atheist eigentlich leugnen müsste. Aber ich kann nicht etwas leugnen, das mich bedrängt.“<sup>5</sup> Der bedrängende Gedanke an

die mögliche Sinnlosigkeit und Absurdität dieses begrenzten Daseins hier lässt Dichter und Schriftsteller suchen und fragen und immer wieder über diese Grenze hinausdenken und hinausgreifen. Einige Beispiele aus der deutschsprachigen Lyrik verschiedener Jahrhunderte sollen dies verdeutlichen.

## Die Situation des modernen Menschen

In einem kurzen Gedicht aus dem Jahr 1979 zeichnet der Dichter Ernst Jandl eine Glaubensgeschichte nach, eine Geschichte mit Gott.

*an gott*

*daß an gott geglaubt einstens er habe  
fürwahr er das könne nicht sagen  
es sei einfach gewesen gott da  
und dann nicht mehr gewesen gott da  
und dazwischen sei gar nichts gewesen  
jetzt aber müßte er sich plagen  
wenn an gott glauben er wollte  
garantieren für ihn könnte niemand  
indes vielleicht eines tages  
werde einfach gott wieder da sein  
und garnichts gewesen dazwischen*<sup>6</sup>

Vom unreflektierten Kinderglauben, der eigentlich kein Glaube ist, in den das Kind eben hineingewachsen ist (Jandl wurde streng katholisch erzogen) über die Jugendzeit mit dem übergangslosen Verschwinden Gottes zieht Jandl die Linie bis ins Erwachsenenleben. Jetzt, als Erwachsener – so Jandl – müsste er sich plagen: Für den Erwachsenen wäre der Glaube an Gott Anstrengung, bewusste Entscheidung. Es gibt keinen Beweis für Gott: „garantieren für ihn könnte niemand“ – jetzt wäre Glaube „echter Glaube“. Aber Jandl verwendet den Konjunktiv, sagt „müsste“ – er nimmt diese Anstrengung wohl nicht auf sich. Auf jeden Fall aber – es gibt eben auch keinen Beweis für die Nichtexistenz Gottes – lässt der Dichter die weitere Zukunft offen: „vielleicht eines Tages werde einfach gott wieder da sein“ – wiederum



einfach so, ohne Übergang. Vielleicht spricht Jandl hier eine Hoffnung aus, vielleicht aber lässt er es auch einfach auf sich zukommen, überlässt es sozusagen Gott, was er mit ihm vorhat.

In diesem Gedicht finden sich keine großen gedanklichen Aufschwünge oder theologischen Reflexionen, es wird nur beschrieben, was war, was ist und vielleicht sein wird. Aber dies ist so wichtig, dass Jandl ein Gedicht darüber macht und dieses Gedicht an Gott adressiert. Die ungewohnte Sprachform des Gedichts verfremdet und lässt dadurch aufhorchen. Die Rede in der dritten Person ist Ausdruck der Bescheidenheit und bietet zugleich Distanz, die Möglichkeit, das Geschehen von außen zu betrachten, ohne in ein Subjekt verstrickt zu sein. Durch die ungewöhnliche Wortstellung werden Wendungen wie „an gott geglaubt“ oder „gott da“ besonders hervorgehoben.

In einem Gespräch im österreichischen Rundfunk im Februar 1998, zwei Jahre vor seinem Tod, sagte Ernst Jandl auf die Frage, warum er poetische Rekonstruktionen von Gebeten versuche: „Das hat einfach damit zu tun, dass ich jetzt als alter Mann mich diesen Texten wiederum zu nähern suche, die für mich jahrzehntelang nicht vorhanden waren – weder dass ich sie gesprochen hätte, noch dass ich sie gehört hätte. Wenn ich sage, als alter Mann beginne ich mich diesen Texten wieder zu nähern, so zeigt das wohl eine Tendenz in mir, einen Anschluss an eine Zeit zu finden, in der ich als Kind auf naive Weise in meiner Religion gelebt habe, die noch immer meine ist, die christliche Religion, die katholische Religion. Unpathe-tisch muss man das ansehen: Der alte Mann, der weiss, der Tod kommt näher, fragt sich, ob er nicht doch – als einer, der aus dem Leben früher oder später, aber sagen wir alsbald herausgehen wird – eine Stelle finden sollte, die seinem Eintritt ins Leben näher liegt als Jahrzehnte seines Erwachsenendaseins.“<sup>7</sup>

Bei Jandl, dem Dichter unserer Zeit, ist die Ungewissheit formuliert, kommt ein „Auf-sich-selbst-gestellt-sein im Glauben“ zum Ausdruck: Man muss sich plagen, wenn man

an Gott glauben will trotz dieser Ungewissheit, es ist persönliche Entscheidung, nicht einfach gegeben. Wir leben nach der Aufklärung mit ihrer Trennung von Wissen und Glauben, nach dem Jahrhundert der Religionskritik, d. h. wir müssen mit der Möglichkeit leben, dass es Gott vielleicht nicht gibt. Wir können glauben, haben die Offenbarung, das Leben Jesu, die Verkündigung der Kirche – aber es ist *Glauben*, bedeutet kein sicheres, rationales, verstandesmäßiges *Wissen*. Im Lauf der Zeit wurden von Theologen und Philosophen vielfache Gottesbeweise versucht – keiner ist so recht überzeugend. Man kann Gott, die Existenz Gottes, rational nicht beweisen. Literatur – nach der Aufklärung – spricht, wenn sie von Gott spricht, von ihm im Bewusstsein, dass seine Existenz nicht gesichert ist – „garantieren für ihn könnte niemand“. Dichter und Schriftsteller denken auf dieser Basis über die Gottesfrage nach, finden von daher ihre ganz persönlichen Antworten, bieten Überlegungen an. D. h. auch: Nach der Aufklärung ist Literatur nicht mehr daran zu messen, ob ein Text theologisch oder dogmatisch „richtig“ ist. Entscheidender Maßstab für eine Beurteilung ist nur die ästhetische Qualität.

## **Der Blick zurück – Literatur als Glaubensverkündigung**

Ein Blick über 1000 Jahre zurück zeigt: Im Mittelalter war es anders, bildeten theologisches Denken und Literatur eine Einheit. Der Glaube an Gott als den allmächtigen Schöpfer, der die Welt aus dem Nichts geschaffen hat, sie lenkt und leitet, war allgemein verbindlich. Weltgeschichte ist im Mittelalter Heilsgeschichte – die göttliche Ordnung, wie sie die Kirche verkündete, war bestimmend auch für das weltliche Leben und Denken, für Philosophie und Literatur.

Eine der frühesten deutschen religiösen Dichtungen, das sog. „Wessobrunner Gebet“ aus dem 8. Jh., schildert in seinem ersten Teil, einem Schöpfungsgedicht, den Anfang des großen göttlichen Weltplans. Aber es ist eben nicht einfach die Übersetzung des



Anfangs der Genesis. Dort heißt es: „Am Anfang schuf Gott Himmel und Erde; die Erde aber war wüst und wirr, Finsternis lag über der Urflut, und Gottes Geist schwebte über dem Wasser.“ Das althochdeutsche Gedicht setzt ein mit der Ankündigung von etwas ganz Bedeutendem: „Das habe ich bei den Menschen als größtes Wunder erfahren“ und schildert dann in einer Form, die den Menschen damals aus ihren Heldenliedern vertraut war, im altgermanischen Stabreimvers und im variierenden Erzählstil, das Chaos (das, was die Genesis „wüst und wirr“ nennt), indem es beschreibt, was an gewohnten Dingen alles nicht vorhanden war: „es gab die Erde nicht und nicht den Himmel, nicht Baum, nicht Berg, die Sonne schien nicht, der Mond leuchtete nicht und nicht die herrlich glänzende See.“ Und dann eindrucksvoll der Gegensatz: „Und als es da überhaupt nichts gab in der Art von Anfang oder Ende“ – „do dar niuuiht ni uuas enteo ni uenteo“ – „do uuas der eino almahtico cot“ – „da gab es den einen allmächtigen Gott“. Gott wird sofort – entsprechend der kirchlichen Verkündigung – als „allmächtig“ bezeichnet, aber dann auch als „manno militisto“ – d.h. mit dem germanischen Ausdruck für den guten Fürsten oder Herrn benannt. Und er ist nicht, wie in der Genesis, allein, sondern ist, wie ihn die Kirche oft dargestellt hat, sogleich umgeben von himmlischen Heerscharen, „cootlihhe geista“ waren bei ihm, heißt es im Text.

Am Anfang, zu Beginn der deutschsprachigen Literatur im 8. u. 9. Jh. ging es darum, den gerade erst christianisierten Germanen die christlichen Vorstellungen zu vermitteln, in einer Weise, die sie verstehen konnten. Hier, im Wessobrunner Gebet, finden wir Glaubensverkündigung in der Literatur.

## Das Erwachen des Individuums

Drei Jahrhunderte später dann, gegen Ende des 12. Jh., hat sich die deutsche Sprache zur abendländischen Kultursprache entwickelt. In erzählender Dichtung und Lyrik werden die Fragen und Probleme der Men-

schen gestaltet. Walther von der Vogelweide etwa fragt in seinem berühmten Spruch „Ich saz ûf eime steine“ nachdenklich, „wie man zer welte solte leben“, „wie man auf dieser Welt zu leben habe“ – konkret, wie er „êre“, „varndez guot“ und „gotes hulde“ (Ansehen, materielles Gut, Besitz und Macht und Gottes Gnade) zusammenbringen könne. Es war die Frage, die die ganze mittelhochdeutsche Klassik bedrängte, nämlich wie man der Welt zugewandt sein, Reichtum, Pracht und Bildung genießen und doch ein Gott wohlgefälliges Leben führen könne. „deheinen rât kond ich gegeben“ sagt Walther, „keinen Rat wußte ich zu geben“. Walther stellt nicht das christliche Weltbild, nicht die kirchliche Lehre in Frage – er stellt die Frage anders, nämlich vom Menschen her, wie er hier in dieser Welt zurecht kommen könne.

Im späten Mittelalter dann beginnt sich der Horizont des Menschen zu weiten durch die großen Entdeckungen, die Trennung zwischen Glauben und Wissen bahnt sich an. Oswald von Wolkenstein, ein Ritter und Abenteurer aus der Nähe von Brixen an der Wende vom 14. zum 15. Jh., setzt sich in einem seiner Gedichte mit dem nahenden Tod auseinander. Oswald weiß, dass er nicht immer gottgefällig gelebt hat, er hat der Frau Welt gedient, und nun sorgt er sich doch darum, wie es ihm ergehen wird. Aber nicht die Angst vor dem Tod bedrängt ihn – „und ist der tod die minst gezalt“ (der zählt am wenigsten), sondern „o sel, wo bistu morgen?“ Er bittet Gott um Erbarmen, sagt aber der Welt nicht ab: „hett ich dem herren für dich schon / gedient in wildem wald / so für ich wol die rechten far“ – „Hätt ich statt deiner (der Welt) ordentlich dem Herrn im Wald gedient (als Einsiedler), so wär ich jetzt auf rechtem Pfad“ – aber es war nun mal anders, und so schließt er mit der Bitte „got, schepfer, leucht mir Wolkensteiner klar!“ – „erleuchte mich – leuchte mir heim auf dem Weg...“. Selbstbewusst steht Oswald zu seinem Leben, das er eben nicht mehr – wie es noch im Mittelalter der Fall war – nur als Vorbereitung auf das Jenseits sieht. Er nennt in der Anrede an Gott am Ende den eigenen Namen. Das ist schon Denken der Renais-

sance mit ihrer Betonung des Lebens im Hier und Jetzt, hier beginnt bereits die neuzeitliche Autonomie des Individuums.

## Subjektive Religiosität

Etwa bis ins 17. Jh. war die abendländische Kultur weitgehend vom Christentum bestimmt und durchdrungen, aber die Neuorientierung setzte viel früher ein. Mit der Aufklärung dann zerbricht die Einheit des christlich geprägten Weltbildes. Aber auch das vollzieht sich in allmählichen Übergängen. Zum letzten Mal vielleicht stellt gegen Ende des 18. Jh. der Pfarrerssohn Matthias Claudius gläubig und fromm in schlichten, liedhaften Versen das Wissen um die Allgegenwart Gottes vor Augen:

*„Wir stolze Menschenkinder  
Sind eitel arme Sünder  
Und wissen gar nicht viel“  
heißt es in seinem „Abendlied“, und:  
„Gott, laß uns dein Heil schauen,  
Auf nichts Vergänglich's trauen...“<sup>8</sup>*

Die Dichter der Romantik dann, im ersten Drittel des 19. Jh., nähern sich zwar wieder der christlichen Religion an, aber nicht mehr so selbstverständlich gläubig, sondern sozusagen mit der Aufklärung im Hinterkopf. In der Romantik beginnt im Grunde das, was bis in unsere Zeit reicht: Jeder sucht ein ganz subjektives Verhältnis zu Gott, verleiht seiner Religiosität auf ganz persönliche Weise Ausdruck. Bei den Romantikern findet sich eine Mischung von mystischen und phantastischen Elementen, Christlichem und Kirchlichem, Verbundenheit mit Gott und mit der Natur.

In seinem bekannten Gedicht „Mondnacht“ fasst Joseph von Eichendorff das Erleben der Natur in einer Art mystischem Moment in Worte – als erlösende Verbindung von Irdischem und Himmlischem: „Es war, als hätt der Himmel / Die Erde still geküßt“<sup>9</sup>. Eine sachte Bewegung entsteht: „Die Luft ging durch die Felder, / Die Ähren wogten sacht“, in die der Mensch hineinge-

nommen ist: „Und meine Seele spannte / Weit ihre Flügel aus, / Flog durch die stillen Lande“ – die Seele bewegt sich ganz selbstverständlich in dieser Natureinheit. In einem solchen Augenblick kann der Mensch eine *Ahnung* gewinnen von etwas anderem, von der eigentlichen Heimat: „...als flöge sie nach Haus“. Aber auch Eichendorff verwendet hier den Konjunktiv und bleibt damit ganz in der Immanenz, im Hier. Er beschreibt nur die *Möglichkeit*. Die religiöse Dimension schwingt mit, klingt an durch Worte wie „Seele“ und „nach Haus“, ist sicher auch von Eichendorff beabsichtigt – er selbst hat die „Mondnacht“ unter seine „Geistlichen Gedichte“ geordnet –, aber es bleibt bei der Andeutung.

Etwa 100 Jahre später ist für Gottfried Benn das Ich nur noch als „Verlorenes Ich“ denkbar – so der Titel eines Gedichts von 1943. Das überlieferte Weltbild ist zerbrochen – „die Mythe log“ heißt es und nirgendwoher bekommt der Mensch mehr ein „Stichwort“. Die letzten beiden Strophen lauten:

*Ach, als sich alle einer Mitte neigten  
und auch die Denker nur den Gott gedacht,  
sie sich dem Hirten und dem Lamm verzweigten,  
wenn aus dem Kelch das Blut sie rein gemacht,*

*und alle rannen aus der einen Wunde,  
brachen das Brot, das jeglicher genoß –,  
oh ferne zwingende erfüllte Stunde,  
die einst auch das verlor'ne Ich umschloß.<sup>10</sup>*

Gott ist nur noch als vergangene Wirklichkeit benennbar, in Trauer über die einst bestehende und jetzt verlorene Mitte. Aufgrund persönlicher und geschichtlicher Katastrophen kann Benn die einstige religiöse Geborgenheit nur noch als Erinnerungs- und Sehnsuchtsbild fassen.

Andere Dichter und Schriftsteller fühlten sich – gerade durch die Katastrophen des 20. Jh. – herausgefordert zur Auseinandersetzung mit der Frage, ob und wie Gott heute zu denken sei, wie in dieser Zeit von ihm

gesprochen werden könne. Das Gottesbild des guten Vaters war zerbrochen. Falls es Gott gibt, so ist er unbegreiflich. Und damit machen die Dichter und Schriftsteller unserer Zeit ernst. Es gibt keine sichere Aussage über Gott. Aber sie versuchen Annäherungen, versuchen, das eigentlich Unsagbare, Unfassbare in Worte zu fassen, und setzen dabei unterschiedliche Akzente.

## Möglichkeit und Nicht-Wissen

„Wär da ein Gott“ so schließt Johannes Bobrowski ein Gedicht, „Wär da ein Gott / und im Fleisch, / und könnte mich rufen, ich würd / umhergehn, ich würd / warten ein wenig.“<sup>11</sup> Wäre wahr, was geschrieben steht – der Dichter lässt die Möglichkeit offen – ich würde meinen Lebensrhythmus unterbrechen. Keine Gewissheit, aber eine Möglichkeit...

Oder: Der jüdische Dichter Paul Celan beschließt sein berühmtes Gedicht „Zürich zum Storchen“ über das Gottesgespräch mit Nelly Sachs im Jahr 1960 mit den Worten: „wir wissen ja nicht, weißt du, / wir / wissen ja nicht, / was / gilt.“<sup>12</sup> In Celans Aufzeichnungen stehen diese Worte noch in Anführungszeichen, Nelly Sachs hat sie ihm wohl wirklich so gesagt: „wir wissen ja nicht, weißt du“ – das ist das Einzige, was wir sicher wissen, nämlich dass wir nicht wissen, was gilt. In einen Gedichtband hat Nelly Sachs ihm allerdings nach dem Gespräch die Worte geschrieben: „Es gilt, Paul, es gilt nur vielleicht anders als wir glauben“. Die Gewissheit, dass „es gilt“ – Nelly Sachs war getragen von einer tiefen Gläubigkeit, aber sie maß sich keine sichere Aussage an.

Auch ein Dichter, der nur neun Jahre jünger ist als Paul Celan, aber aus einer ganz anderen Tradition kommt, der politischen Dichtung in der Brecht-Nachfolge, spricht vom Nicht-Wissen, Hans Magnus Enzensberger. In seinem Gedicht „Die Grablegung“ fragt er angesichts einer „sterblichen Hülle“ nach dem Geheimnis des Lebens, nach dem, was den Menschen ausmacht. Die Antworten der verschiedenen Disziplinen fassen es

nicht, und Enzensberger gebraucht am Ende ein altes dichterisches Bild für die Seele, den Schmetterling.

### *Die Grablegung*

*Eine sterbliche Hülle,  
so heißt es,  
aber was war drin?  
Die Psyche,  
sagen die Psychologen,  
die Seele,  
die Seelsorger,  
die Persönlichkeit,  
sagen die Personalchefs.*

*Dazu noch die Anima,  
die Imago, der Dämon,  
die Identität, das Ich,  
das Es und das Überich.  
Der Schmetterling,  
der sich aus diesem Gedrängel  
erheben soll,  
gehört einer Art an,  
von der wir nichts wissen.<sup>13</sup>*

Durch dieses letzte Bild, die klassische Metapher für die Seele, entzieht der Dichter sie dem Zugriff der Rationalität – der Wissenschaften wie der Gesellschaft. Die Frage „was war drin?“ kann von uns nicht beantwortet werden. Nicht zufällig steht bei dem höchst reflektierten Enzensberger der christliche Begriff „Grablegung“ über dem Gedicht, der ja den andern Begriff „Auferstehung“ evoziert. Doch Enzensberger spricht nicht von Auferstehung oder von Weiterleben nach dem Tod. Er gebraucht nur diesen Begriff und das alte Bild am Ende, die eben in ihren Assoziationsfeldern ein anderes Wissen bewahren. Jeder Leser, jede Leserin ist herausgefordert, die eigene Antwort zu suchen.

## Hoffnung und offene Frage

Ein anderer Akzent: Die Hoffnung aufgrund einer Erfahrung im Hier und Jetzt – Marie Luise Kaschnitz, „Auferstehung“:

*Manchmal stehen wir auf  
Stehen wir zur Auferstehung auf  
Mitten am Tage  
Mit unserem lebendigen Haar  
Mit unserer atmenden Haut.*

*Nur das Gewohnte ist um uns.  
Keine Fata Morgana von Palmen  
Mit weidenden Löwen  
Und sanften Wölfen.*

*Die Weckuhren hören nicht auf zu ticken  
Ihre Leuchtzeiger löschen nicht aus.*

*Und dennoch leicht  
Und dennoch unverwundbar  
Geordnet in geheimnisvolle Ordnung  
Vorweggenommen in ein Haus aus Licht.<sup>14</sup>*

Mitten in der Alltäglichkeit – ganz wir, „mit unserem lebendigen Haar“, „mit unserer atmenden Haut“, nicht irgendwie entrückt – machen wir manchmal diese Erfahrung, spüren wir so etwas. Die Welt bleibt, wie sie ist, keine Fata Morgana entsteht, keine Vision vom Reich Gottes auf Erden, der Alltag bleibt bestehen mit seinen Bedingungen, „die Weckuhren hören nicht auf zu ticken“. Und dennoch, mitten in all dem, gibt es diese Erfahrung: leicht zu sein, schwerelos, unverwundbar, geschützt, unangreifbar. Und das Gefühl von Eingeeordnet-sein, nicht dem Chaos ausgesetzt, nicht irgendwohin geworfen zu sein, sondern seinen Ort zu haben, aufgehoben zu sein, „geordnet in geheimnisvolle Ordnung“. Die Dichterin nimmt diese Erfahrung als Verweis: „vorweggenommen“ – so, *mindestens* so, stellt sie es sich einmal vor – „vorweggenommen in ein Haus aus Licht“. Licht als Bild für Transzendenz, für einen – vielleicht – göttlichen Bereich. Die schwebende Satzkonstruktion in der letzten Strophe (im Gegensatz zu den anderen Strophen fehlen hier Subjekt und Prädikat) deutet auf die Erfahrung der Zeitlosigkeit hin. Für die Dauer dieser Erfahrung – obgleich sie mitten im Alltag stattfindet – ist das Ich aus der Zeitstruktur herausgenommen.

Kaschnitz fasst diese Erfahrung mit dem Begriff „Auferstehung“, dem Begriff aus der

christlichen Tradition, und natürlich klingt diese ganze Tradition mit – Auferstehung ist die entscheidende Verheißung des christlichen Glaubens. Doch davon spricht sie nicht. Sie beschreibt nur, wie Eichendorff in seiner „Mondnacht“, eine ganz subjektive Erfahrung, die wir, die Menschen auf dieser Erde, manchmal machen können – und die uns hoffen lässt. Es dauert vielleicht nur einen Moment, aber dieser Moment ist göltig.

Dieses Gedicht von Kaschnitz steht in einem Band mit Gedichten, die entstanden sind nach dem Tod ihres Mannes, mit dem sie eine sehr innige Beziehung verbunden hatte. Auch in einer solchen Situation ist eine Erfahrung von „Auferstehung“ möglich. Das sagt dieses Gedicht. Doch Marie Luise Kaschnitz fasst in ihren Gedichten auch ganz andere Erfahrungen in Worte. In ihrem letzten Gedichtband von 1972 heißt es z.B.: „Mich selbst / Ans Drehkreuz gespannt / Da geh ich rundum / Schöpfe mein brackiges Lebenswasser / Schreie den Eselsschrei / Hinauf zu den Sternen.“<sup>15</sup> Die Mühsal eines eigentlich unlebbaaren Lebens wird in Worte gefasst, brackiges Wasser ist mit Salzwasser gemischtes Wasser, ist untrinkbar. Kreatürliches Leiden spricht sich aus, der Schrei hinauf. Gibt es jemanden, der ihn hört oder ist der Himmel dort oben leer, ist der Mensch alleingelassen – das bleibt offen. Beide Erfahrungen – die Ahnung und die offene Frage – stehen gleich göltig nebeneinander. Das eben ist die Situation des modernen Menschen – „garantieren für ihn (für Gott) könnte niemand“ (Jandl).

## **Zwischen Hoffnungslosigkeit und Hoffnungssehnsucht**

Einen anderen Aspekt der religiösen Dimension verdeutlicht ein Gedicht von Friederike Mayröcker:

*Wird welken wie Gras*

*auch meine Hand und die Pupille  
wird welken wie Gras · mein Fuß und  
mein Haar mein stillstes Wort*

wird welken wie Gras · dein Mund dein  
Mund  
wird welken wie Gras · dein Schauen in  
mich  
wird welken wie Gras · meine Wange mei-  
ne Wange und die kleine Blume  
die du dort weißt wird welken wie Gras  
wird welken wie Gras · dein Mund dein  
purpurfarbener Mund  
wird welken wie Gras · aber die Nacht  
aber der Nebel aber die Fülle  
wird welken wie Gras wird welken wie  
Gras<sup>16</sup>

Sozusagen irgendwo in einer Aufzählung setzt dieses Gedicht ein. Vieles könnte schon genannt sein, und dann hebt es an: „auch meine Hand...“. Und auch am Ende könnte es beliebig weitergehen. Ein Ausschnitt der Wirklichkeit wird vor Augen gestellt, aber ein entscheidender: Ich – du – unsere Beziehung – das, was den Menschen trifft. Und genau dafür stellt die Dichterin als Faktum fest: das, was sichtbar gegeben ist, wird alles welken, das ist Gesetz des Lebens, überall und immer wahrzunehmen. Eine kleine Auflehnung findet sich in der vorletzten Zeile „aber die Nacht aber der Nebel aber die Fülle“ – das kann doch nicht sein, dass dies einmal alles vergeht, oder – bescheidener – dass ich dies alles einmal nicht mehr wahrnehme. Aber: „wird welken wie Gras wird welken wie Gras“. So ist es, muss es sein, alles vergeht, nichts bleibt.

Eindringlich wird diese Wendung „wird welken wie Gras“ neun Mal wiederholt, als sollte dies eingehämmert werden, dem Ich des Gedichts selbst und dem Leser. Zugleich aber ist diese Wendung eine Anspielung auf die Bibel. Sehr häufig findet sich dort dieses Bild für die Vergänglichkeit des menschlichen Lebens: „alles Sterbliche ist wie Gras“ oder „das Gras verdorrt, die Blume verwelkt“ (Jes 40,6,8), „des Menschen Tage sind wie Gras“ (Ps 103,15) u. ö. Doch in der Bibel ist diese Aussage immer verbunden mit einer Verheißung: „doch das Wort unseres Gottes bleibt in Ewigkeit“ (Jes 40,8) oder „doch die Huld des Herrn währt immer und ewig“ (Ps 103,17). Diese Verheißung spricht das

Gedicht von Friederike Mayröcker nicht mit Worten aus. Doch durch die eindringliche Wiederholung wird sie indirekt zitiert, klingt sie gleichsam mit: „wird welken wie Gras“ – ja aber ... kann man weiterdenken.

Dieses Beispiel weist auf eine wichtige Funktion der Literatur hin: die Erinnerung an Texte, die vielleicht in Vergessenheit geraten. Dieses literarische Verfahren der Intertextualität, des Dialogs zwischen Texten, stellt sozusagen hinter den Oberflächentext weitere Textschichten, die das enthalten, von dem der Text „auch“ spricht, die ihm so Dichte und Hintergrund geben und ein tieferes Verständnis ermöglichen. Das Gedicht Friederike Mayröckers spricht keine Hoffnung direkt aus, aber es lässt sie mitklingen durch die intensive Anspielung auf den anderen Text, der diese Hoffnung ganz direkt vermittelt.

Ein vergleichbares Verfahren finden wir bei Günter Kunert. Er sagt von sich, dass er „in einem völlig religions- und glaubensleeren Raum aufgewachsen“ sei, dass weder Christentum noch Judentum (Kunerts Mutter war Jüdin) jemals eine Bedeutung für ihn gehabt habe<sup>17</sup>. In vielen seiner Gedichte findet sich schonungslos die Einsicht formuliert, dass das menschliche Leben vergeht, dass es kein Danach gibt, dass der Mensch sich selbst ein Rätsel und rettungslos auf sich selbst zurückgeworfen ist.

### *Götterdämmerung*

*Nicht festzuhalten: Dieser Tag. Das Leben.  
Gewebe löst sich auf und schwindet hin.  
Was auch geschieht, du suchst den Sinn.  
Zumindest wirst du danach streben.*

*Du kannst die Einsicht nicht ertragen:  
Aus Dreck und Feuer eine Spottgeburt,  
die haltlos durch das Universum tourt,  
stets auf der Flucht vor solchen Fragen.*

*Erkenntnis die: Wir können uns nicht fassen.*

*Und finden keinen, der uns Göttern gleicht.*

*Und keinen, der uns Hilfe reicht.*

*Wir sind uns ohne Gnade überlassen.<sup>18</sup>*



Das Leben vergeht, wir erleben es Tag für Tag, nehmen es wahr an unserem Körper: „Gewebe löst sich auf und schwindet hin.“ Und dennoch: der Mensch will das Dasein entschlüsseln, fragt nach dem Sinn: „Was auch geschieht, du suchst den Sinn“. Wir können uns nicht abfinden damit, nicht mehr als eine Spottgeburt aus Dreck und Feuer zu sein, ohne Sinn und Ziel, ins Universum geworfen. Goethes Faust nennt Mephisto so: „Du Spottgeburt von Dreck und Feuer“. Wir fühlen uns – mit unserer Erkenntniskraft – als Götter auf dieser Welt, haben uns an die Stelle Gottes gesetzt. Und wie im Faust der Homunculus geschaffen wurde, sind wir allmählich dabei, uns ebenfalls Menschen nach unserem Bilde zu schaffen. Gleichzeitig sind wir hilflos der Auflösung preisgegeben und müssen auch dies wiederum erkennen. Für uns aber gibt es – anders als im „Faust“, wo es noch hieß: „Wer immer strebend sich bemüht, den werden wir erlösen“ – keine Engel und keinen Chorus mysticus, keine Instanz der Gnade und Erlösung. Wir „finden keinen“ – so sieht es Kunert – „der uns Hilfe reicht“. Es gibt keine Transzendenz. „Wir sind uns ohne Gnade überlassen“. Die Form des Gedichts mit nahezu durchgängigem Zeilenstil betont diese radikale Aussage, jede Zeile der ersten und letzten Strophe bietet eine in sich geschlossene Aussage und der umarmende Reim (fassen – überlassen) in der letzten Strophe unterstreicht das Gefangensein in unserer Hilflosigkeit. Das Gedicht verweigert vom Inhalt her jegliche Hoffnung – und fordert sie doch als Ganzes ein. Die Worte „Leben“, „Sinn“ und „Fragen“ stehen jeweils betont am Ende der Zeilen. Der Text als Ganzes ist genau das, was er in der ersten Strophe beschreibt: die Suche, das Streben nach Sinn.

Wie im Gedicht von Friederike Mayröcker wird auch hier durch den Dialog mit einem anderen Text, in diesem Fall mit Goethes „Faust“, eine weitere Dimension angesprochen und steht gleichsam als Folie hinter dem Haupttext, reichert ihn an. Aber Kunert setzt sich zugleich auch kritisch damit aus-

einander, denn wenn der Famulus Wagner im „Faust“ noch meint: „Und wie wir’s dann so herrlich weit gebracht“, so stellt Kunert dies durch sein Gedicht letztlich in Frage. Schreiben als Widerstand – Kunerts Lyrik ist ein ständiger Balanceakt zwischen radikaler Zerstörung jeglicher Illusion und dem Glauben an das eigene Schreiben, zwischen der Verweigerung von Hoffnung und der Sehnsucht danach.

## **Ringens um die Akzeptanz dessen, was man „weiß“**

Auch für den Dichter Ernst Meister ist Grundthema seines Denkens und Schreibens die Todesverfallenheit des Menschen und die Frage nach dem Sinn des Daseins. Sie umkreist er in seinen Gedichten. Sein Werk ist bestimmt von theologischem Grundinteresse und der Existenzphilosophie. Viele seiner Gedichte zeigen sein Ringens darum, die Begrenztheit des Daseins zu akzeptieren. „Das Äußerste und / das Schwerste ist, / Nicht-da-sein / denken zu müssen“, heißt es einmal. Und „Wie soll ein Bewusstsein / zu sterben lernen“. Oder noch in seinem vorletzten Gedicht, zwei Tage vor seinem Tod geschrieben: „...Ach, / denke nicht, / dass deinen Staub / Nichtigsein / quäle.“ Immer wieder stellt er sich der Gewissheit des Nichts – und kann sich doch nicht wehren gegen Schrecken und Trauer, die diese Gewissheit in ihm auslöst.

In seinem letzten Gedichtband, im Jahr seines Todes erschienen, findet Meister für die Spannung zwischen dem Wissen um die Leere, um die Endgültigkeit des Endes, um das Nichts auf der einen Seite und dem menschlichen Bedürfnis nach Bewahrtsein auf der anderen Seite das Bild vom wandlosen Gefäß.

*Geist zu sein  
oder Staub, es ist  
dasselbe im All.  
Nichts ist, um  
an den Rand zu reichen  
der Leere.*



*Überhaupt  
gibt es ihn nicht.  
Was ist, ist*

*und ist aufgehoben  
im wandlosen Gefäß  
des Raums.<sup>19</sup>*

Die Leere existiert, ist grenzenlos, füllt alles aus. Das Wort steht gewichtig allein am Ende der Strophe. „Nichts ist, um / an den Rand zu reichen“ – die einzige formale Unruhe des Gedichts findet sich in diesen beiden Zeilen durch die I-Assonanz, die R-Alliteration und die Ausklammerung: Ausdruck für den Wunsch, es möge ein Rand zu erreichen sein. Aber „überhaupt gibt es ihn nicht“ – es existiert nur die Leere, etwas Unvorstellbares, der absolut leere Raum.

Und dann doch die Behauptung: „Was ist, ist“ – ein Gegensatz zu der Leere. „Was ist, ist“ – sei es nun Geist oder Staub, es ist offensichtlich nicht nicht, es ist – und „ist aufgehoben im wandlosen Gefäß des Raums“. Eine Paradoxie, denn es gibt kein „wandloses Gefäß“. Zum Gefäß gehört die Wand, das Gefäßhafte wird genau durch die Umgrenzung ausgemacht, damit etwas in ihm bewahrt werden kann. Der Raum, das All aber ist „wandlos“, die paradoxe Wortverbindung „wandloses Gefäß“ erfasst genau die Begrenztheit unseres Vorstellungsvermögens. Wir können uns den Raum nur umgrenzt vorstellen, das Grenzenlose entzieht sich unserer Vorstellung. Und gleichzeitig wissen wir – so sieht es jedenfalls Ernst Meister – dass es eben keinen „Rand“ gibt, dass da nur das Nichts ist, nur grenzenlose Leere. Die Wendung „wandloses Gefäß“ fasst genau diesen Zwiespalt. In diesem „wandlosen Gefäß“ ist das, was ist, „aufgehoben“ – im mehrfachen Wortsinn von „bewahrt“ oder „beseitigt“ oder „auf eine höhere Stufe gehoben“. Je nachdem hören wir eher die tröstliche Versicherung oder eher das Erschrecken.

Dieses Gedicht dringt vor bis an die Grenze des Denkens und der Vorstellung, ist ein Versuch, Unfassbares in Worte zu fassen. Halt vermittelt uns dabei die Form – das

Gedicht besteht aus grammatisch korrekten Sätzen, jeweils in sich abgeschlossen, nichts zerfließt oder zerflattert. In ruhiger Sprache wird die den Dichter nahezu zerreißende Spannung zwischen Wissen und Sehnsucht vorgetragen.

## Die Verantwortung des Menschen

Noch einmal einen anderen Akzent setzt ein Gedicht von Peter Huchel, das bereits in den 50er Jahren entstand, aber – erschreckenderweise – immer noch und gerade wieder in unsere Zeit passt.

*Dezember 1942*

*Wie Wintergewitter ein rollender Hall.  
Zerschossen die Lehmwand von Bethlehems Stall.*

*Es liegt Maria erschlagen vorm Tor,  
Ihr blutig Haar an die Steine fror.*

*Drei Landser ziehen ver mummt vorbei.  
Nicht brennt ihr Ohr von des Kindes Schrei.*

*Im Beutel den letzten Sonnenblumenkern,  
Sie suchen den Weg und sehn keinen Stern.*

*Aurum, thus, myrrham offerunt ...  
Um kahles Gehöft streicht Krähe und Hund.*

*... quia natus est nobis Dominus.  
Auf fahlem Gerippe glänzt Öl und Ruß.*

*Vor Stalingrad verweht die Chaussee.  
Sie führt in die Totenkammer aus Schnee.<sup>20</sup>*

Zeitgeschichte und biblische Geschichte werden hier ineinandergeschoben, Stalingrad und Bethlehem – die denkbar größten Gegensätze überhaupt –, Verheißung, Beginn des Lebens in vielfachem Sinn, und Vernichtung werden zusammengesehen. Auf den ersten Blick ist es ein grausames Gedicht.

Scheinbar steht hier in jeder Zeile eine Negation von Bethlehem, scheinbar ist Bethlehem zerstört, gibt es die Botschaft von Weihnachten nicht mehr. Zerschossen ist die Wand des Stalles, Maria liegt erschlagen. Drei Landser – keine Könige – kommen nicht, sondern ziehen vorbei, hören nicht einmal den Schrei des Kindes. Kein Stern leuchtet – was hier glänzt, sind Öl und Ruß, Überreste des Krieges. Einziges Hoffnungsmoment im Gedicht ist der Sonnenblumenkern – die Samenkapsel, die bei Huchel immer dafür steht, dass es vielleicht weitergeht. Sie birgt neues Leben in sich – kann aufgehen oder auch nicht. Der Hinweis auf diese Samenkapsel steht in der Mitte des Gedichts. Die einzigen Menschen, die hier auftreten – auf der Suche nach dem Weg – tragen sie bei sich.

Huchel stellt die Bilder knapp und hart und als direkte Aussage hin – es gibt keine lang ausgeführten Vergleiche oder Gegensätze im Sinn von damals war, heute ist. Er nennt die Namen, die Zeichen der Weihnachtsgeschichte, des Berichts von der Geburt Jesu: Bethlehem, der Stall, Maria, das Kind, der Stern. Er ruft diese Geschichte damit ins Bewusstsein, gleichsam als Bezugspunkt, als Hintergrund und stellt davor die ganz anderen Bilder als Gleichnisse für die Gegenwart. Die Bilder schieben sich ineinander, konturieren einander.

Der biblische Text – „quia natus est nobis dominus“ – steht zusammen mit dem, was Krieg und der von Menschen verursachte Tod übriglassen: das fahle Gerippe, Öl und Ruß. Geringfügig, aber bezeichnend hat Huchel geändert: „Fürchtet euch nicht“, sagt bei Lukas der Engel, „denn ich verkünde euch eine große Freude – euch ist heute der Heiland geboren, welcher ist Christus der Herr“ – „quia natus est vobis“. Im Gedicht heißt es „nobis“ – uns ist der Herr geboren! Unsere Sache ist, was hier geschehen ist. Unmittelbar werden wir durch das geänderte Bibelzitat angesprochen. An Bethlehem wird deutlich, was in Stalingrad geschehen ist, was durch Stalingrad zerfetzt und zerbrochen wurde. Warum ist dies so gekommen, worin liegen die Gründe, dass Stalingrad so

sichtbar triumphieren konnte? Das ist die Frage des Gedichts – es ist die Frage an uns – uns ist der Herr geboren. Nicht umsonst werden wir gerade durch das *Bibelzitat* ins Geschehen hineingenommen. Hier ist mehr angesprochen als nur eine allgemeine sittlich-moralische Verpflichtung. In der Gegenüberstellung Bethlehem – Stalingrad wird deutlich, dass Bethlehem keine Idylle war, sondern stets gefährdetes Gegenbild zu einer Welt der Gewalt und Friedlosigkeit. Bethlehem war nicht, sondern ist, und es ist stets gefährdet. Stalingrad entlarvt nicht die biblische Botschaft, die ja selbst Antiidylle, Gegenzeichen war, sondern die idyllische Auffassung von Bethlehem, die Verkehrung der Botschaft. Das Gedicht zeigt die Zerbrechlichkeit von Bethlehem, weist auf unseren Umgang mit dieser Botschaft, warnt davor, Bethlehem als Hoffnungsbild verkommen zu lassen.

In der letzten Strophe verdämmert das Gegenbild. Hier sprechen Zeit und Stunde für sich. Stalingrad ist die Gegenwart. Schnee und Eis stehen bei Peter Huchel oft als Zeichen für Gottesferne – in einer Totenkammer aus Schnee endet die Lebensreise, für die das Bild der Chaussee steht. In einer Welt, in der Stalingrad möglich ist, sieht Peter Huchel – bitter und resignativ – nur dieses Ende. Autoren wie Huchel machen ernst damit, dass Gott nicht eingreift, nicht sichtbar wird. Huchel stellt die Dunkelheit einer Welt vor Augen, in der Gott schweigt. Wir, die Menschen, sind verantwortlich für diese Welt, für unseren Umgang miteinander, für das, was hier geschieht – wir haben das Gegenbild: „natus est nobis dominus“. Daran müssen wir uns messen lassen. Bethlehem bleibt gültig, aber es ist zerbrechlich.

## Die unausrottbare Sehnsucht des Menschen

Ein Gedicht aus dem letzten Jahrzehnt des 20. Jh. beschreibt sehr genau die Situation des Menschen in unserer Zeit und soll hier am Schluss stehen. Es ist ein kleiner Ab-

schnitt aus dem vierteiligen Gedicht „Wiese und Macht“ von Friederike Roth, in dem es um Grundfragen des Menschen geht, um seine Träume, um Liebe und Leid, Nacht und Schweigen und verschattete Zukunft. Doch gegen die bedrückende Macht der Lebensumstände setzt die Dichterin trotzig „die Sehnsucht nach Leuchtendem“, eine Ahnung vielleicht von einer anderen Welt.

*Groß geblieben ist meine Sehnsucht nach Leuchtendem.*

*Man will sie mir aber nehmen.*

*Man erzählt mir von den Übeln der Welt, als wäre das ein*

*Beweis.*

*Ich werde stumm.*

*Längst bin ich weggeflogen auf Leuchtendes zu.*

*Aber im Zentrum des Leuchtenden war immer natürlich die schwarze die sternlose Nacht.*

*Und doch ist die Sehnsucht geblieben.<sup>21</sup>*

Das lyrische Ich, die Sprecherin des Gedichts, bleibt stumm gegenüber den alten Einwänden – man kann nicht gegen das Leid und das Böse in der Welt argumentieren, sie sind da. Aber sie will sie nicht akzeptieren als Gegenbeweis gegen die Existenz des „Leuchtenden“. Sie stellt ihre Sehnsucht dagegen, denn auch diese Sehnsucht ist gültig – genauso wie die Erfahrung vom Übel in der Welt. Doch dann muss sie – als Kind unserer Zeit – auch dem Denken sein Recht geben, und sie weiß es ja: immer natürlich gab und gibt es auch das Dunkel – „die schwarze die sternlose Nacht“. „Im Zentrum des Leuchtenden“ sagt die Dichterin – eine rätselhafte Aussage. Falls es Gott gibt, mag das heißen, so ist er nicht zu fassen für unser Denken und unsere Vorstellung, ist er ungreiflich als einer, der Hell und Dunkel umgreift. Falls es ihn gibt... In unsere Wahrnehmung fallen die Übel der Welt, fällt das Dunkel. Dagegen steht nur die immerwährende menschliche Sehnsucht. Ganz knapp fasst dieses Gedicht das Schicksal des aufgeklärten Menschen in Worte: Es gibt keine *begründbare* Hoffnung, nur eben die

Sehnsucht des Menschen. Davon jedoch will das Ich des Gedichtes nicht lassen: „Und doch ist die Sehnsucht geblieben“.

Es ist ein weiter Weg von der religiösen Verkündigung im Wessobrunner Gebet bis zu solchen zurückhaltenden Äußerungen in unserer Zeit. Die Literatur unserer Zeit kann nicht mehr einfachhin von der Allgegenwart Gottes sprechen, hat die Sicherheit des Redens von Gott verloren. Sie spricht von dem, was ist – und zugleich klingt die Ahnung an, die Möglichkeit, die Hoffnung, die Sehnsucht, dass da etwas sei, das den Menschen trägt und hält. Und es wird die Verantwortung des Menschen ins Bewusstsein gerufen. Vielleicht ist gerade die poetische Sprache mit ihrer Fähigkeit, Unausprechbares anzusprechen, ohne es auszusprechen, in besonderer Weise geeignet, das menschliche Leben in seiner Vielfältigkeit und Widersprüchlichkeit zu erfassen und eben auch die „andere Dimension“ unseres Lebens ins Blickfeld zu rücken, den „letzten Grund“ und jenes ‚Unbedingte‘, ... das den Menschen in der Welt hält, ihn aber darüber im Unklaren lässt“, wie es Walter Jens einmal ausdrückte<sup>22</sup>. Literatur hat „sich an das zu halten..., was man noch sieht“, muss „vom Endlichen ausgehen...“, um durch dessen konsequente radikal-profane Darstellung zu zeigen: Dies ist – vielleicht – nicht alles“.<sup>23</sup>

## Anmerkungen:

<sup>1</sup> In: Deutsche Barock-Lyrik. Hg. v. H. Cysarz. Stuttgart 1965, 106.

<sup>2</sup> B. Brecht: Hauspostille. Frankfurt a.M. 1969, 167.

<sup>3</sup> In: Echtermeyer/B. von Wiese: Deutsche Gedichte. Düsseldorf 1962, 155.

<sup>4</sup> I. Aichinger: verschenkter Rat. Gedichte. Frankfurt a.M. 1978, 59.

<sup>5</sup> In: K.-J. Kuschel: Weil wir uns auf dieser Erde nicht ganz zu Hause fühlen. 12 Schriftsteller über Religion und Literatur. München 1985, 90.

<sup>6</sup> E. Jandl: der gelbe hund. Frankfurt a.M. 1988, 78.

<sup>7</sup> C. Hell: Erinnerung an einen Grenzgänger, in: SCHRIFT/zeichen Nr. 3/2000. Zeitschrift für literatur (kunst) religion, 32.

- <sup>8</sup> In: Echtermeyer/von Wiese: a. a. O., 147 f.  
<sup>9</sup> J. von Eichendorff: Werke. München 1966, 271.  
<sup>10</sup> G. Benn: Gedichte in der Fassung der Erst-  
drucke. Frankfurt a. M. 1982, 309 f.  
<sup>11</sup> J. Bobrowski: Schattenland Ströme. Gedichte.  
Stuttgart 1962, 86.  
<sup>12</sup> P. Celan: Die Niemandsrose. Sprachgitter. Ge-  
dichte. Frankfurt a. M. 1980, 16.  
<sup>13</sup> H. M. Enzensberger: Kiosk. Neue Gedichte.  
Frankfurt a. M. 1997, 129.  
<sup>14</sup> M. L. Kaschnitz: Dein Schweigen meine Stim-  
me. Gedichte 1958–1961. München 1979, 13.  
<sup>15</sup> Dies.: Kein Zauberspruch. Gedichte. Frankfurt  
a. M. 1986, 11.  
<sup>16</sup> F. Mayröcker: Ausgewählte Gedichte 1944–  
1978. Frankfurt a. M. 1979, 15.  
<sup>17</sup> In: K.-J. Kuschel: „Ich glaube nicht, daß ich  
Atheist bin“. Neue Gespräche über Religion  
und Literatur. München 1992, 34.  
<sup>18</sup> G. Kunert: Stilleben. Gedichte. München 1983,  
53.  
<sup>19</sup> E. Meister: Wandloser Raum. Gedichte. Darm-  
stadt 1979, 53.  
<sup>20</sup> P. Huchel: Chausseen Chausseen. Gedichte.  
Frankfurt a. M. 1982, 64.  
<sup>21</sup> F. Roth: Wiese und Macht. Ein Gedicht. Frank-  
furt a. M. 1993, 32.  
<sup>22</sup> W. Jens, H. Küng. Dichtung und Religion. Mün-  
chen 1985, 324.  
<sup>23</sup> W. Jens, H. Küng, K.-J. Kuschel (Hg.), Theologie  
und Literatur. Zum Stand des Dialogs. Mün-  
chen 1986, 49 f.

Hermann-Josef Lauter OFM

## Selbstauflösung des Protestantis- mus?

Ein evangelischer Freund schickte mir einen Artikel aus der Kirchenzeitung der evangelischen Landeskirche „Der Weg“ (Nr. 22 / 27. 5. 2001), in dem berichtet wird, dass ein Pfarrer mit seiner Predigt am Karfreitag die Zuhörer beunruhigt hatte. Er hatte sich kritisch zu „Kernaussagen des christlichen Glaubens“ geäußert, wie etwa, dass das Verhältnis von Gott und Mensch durch die Sünde völlig zerrüttet sei und dass zur Überwindung dieses zerstörten Verhältnisses die Erlösungstat Christi notwendig sei. Der Prediger bekannte: „Das, liebe Gemeinde, kann ich nicht mehr und das will ich nicht mehr glauben.“ Er lehnte ebenfalls die Gottessohnschaft Jesu im Sinne des Dogmas und seinen Tod am Kreuz als „Opfertod“ ab.

Er stellte sich sodann den Gemeindemitgliedern in einer öffentlichen Diskussion. Es ging um die Fragen: Was ist Glaube? Wie glaubwürdig ist die Bibel? Da wurde gekontert: „Jesus ist mehr als ein Prophet. Jesus ist der erhöhte Herr, sonst ist das ganze Christentum leer.“ Der Prediger stieß aber nicht nur auf Widerspruch, sondern hatte auch viele auf seiner Seite, obwohl klar war, dass er nicht mehr mit den überlieferten Bekenntnissen übereinstimmend gepredigt hatte. Er bekannte, stolz und zufrieden zu sein, einer Kirche anzugehören, die keine Dogmen hat. Anscheinend hatte er vergessen, dass er einen Amtseid auf die evangelischen Bekenntnisschriften ablegen musste. Der Göttinger Professor für Exegese des Neuen Testaments Gerd Lüdemann, der sich vor einigen Jahren öffentlich vom christlichen Glauben verabschiedet hat, hat seiner Kirche

Verlogenheit vorgeworfen. Sie fordere von ihren Geistlichen immer noch bei der Ordination den Eid auf die traditionellen Bekenntnisschriften, obwohl man wisse, dass viele Kandidaten diesen Glauben nicht mehr teilen. Eine Untersuchung des evangelischen Religionssoziologen Klaus-Peter Jörns, die 1997 mit dem Untertitel „Was die Menschen heute wirklich glauben“ veröffentlicht worden ist, hat ergeben dass ein Drittel der befragten evangelischen Pfarrer und Pfarrfrauen weder an die Gottessohnschaft Jesu Christi, noch an einen dreifaltigen Gott und die Erlösung der Welt durch den Kreuzestod Jesu glaubt. Die hier berichtete Predigt mit ihrem aufgeklärten Glaubensbekenntnis ist also alles andere als ein Einzelfall. Mein eingangs erwähnter evangelischer Freund hat mir das aus eigener Erfahrung bestätigt. Er sagte über die Pfarrerin seiner Ortsgemeinde: „Den Gesamtgehalt ihrer Verkündigung kann man auf den Satz bringen: ‚Gott liebt alle Menschen, und Jesus hat uns noch einmal daran erinnert.‘“

Mit der Reduzierung der Bedeutung Jesu auf einen jüdischen Propheten, dem wir die endgültige Zusage des Gottesreiches verdanken, hängt zusammen ein schwärmerischer Judaismus, der das Christentum nur noch als Variante des Judentums versteht mit Öffnung für die Heiden. Statt vom Willen Gottes ist nur noch von der „Thora“ die Rede, ohne zu sagen, was denn von diesem Gesetzeskatalog für uns noch verbindlich ist. Für unseren erwähnten Prediger gilt zwar auch, dass an Jesus kein Weg vorbeiführt. Er ist die Tür. Aber: „Für andere gibt es eine andere Tür. Die Juden sind schon im Haus.“ Er provozierte damit die Frage, welches Haus denn gemeint sei. Jesu Verkündigung habe sich doch auch an Israel gerichtet und nicht nur an die Heiden. Nicht mehr erwähnt wurde die paulinische Rechtfertigungsbotschaft, die bekanntlich für Martin Luther der „*articulus stantis seu cadentis ecclesiae*“ war.

Die aufgeworfenen Fragen können hier nicht sachlich erörtert werden. Mir geht es nur darum, einmal auf die veränderte Situation im deutschen Protestantismus aufmerksam zu machen, die im ökumenischen Ge-

spräch noch kaum beachtet wird. Gewiss darf dabei nicht pauschalisiert werden; neben dem Drittel liberalistischer Pfarrer gibt es noch zwei Drittel traditionsgebundener, und neben der modernistischen Strömung gibt es die evangelikalen Bewegungen. Aber wir können nicht länger so tun, als sei die gemeinsame Erklärung zur Rechtfertigungslehre auf evangelischer Seite von einem Glaubenskonsens getragen. In den theologischen ökumenischen Gesprächen wird die Aushöhlung der Fundamente nicht thematisiert. Die alte Frage: „Für wen halten die Leute den Menschensohn?“ stellt sich heute aufs neue. Sie muss auch die Vorfrage in jedem ökumenischen Gespräch sein, wenn wir nicht in einem Luftballonökumenismus landen wollen.

Ehrlicherweise wird man diese Frage auch den katholischen Gesprächsteilnehmern stellen müssen. Die Erosion des Christusglaubens und, untrennbar damit verbunden, des Erlösungsglaubens geht auch an katholischen Christen, Theologen und Priestern nicht spurlos vorbei. Das wird bis heute in der Verkündigung noch kaum thematisiert, weder von den Bischöfen, noch von den Pfarrseelsorgern<sup>1</sup>. Wäre nicht z. B. eine Stellungnahme der Deutschen Bischofskonferenz zu der *Credo*-Kampagne vom PublikForum angebracht gewesen, mit der Künigs Theologie popularisiert werden soll. Viele Leser des mit über hunderttausend Exemplaren verbreiteten Dossiers dürften nicht imstande sein, die gravierenden Unterschiede zum Glauben der Kirche zu erkennen und zu verstehen.

Wie gesagt, es geht um die Fundamente des christlichen Glaubens, gipfelnd in der Frage nach der Person Christi. Das Persongeheimnis Christi restlos zu verstehen, ist uns nicht möglich. Das kirchliche Lehramt begnügt sich damit, die Grenzpfiler nach rechts und links abzustecken (die beiden Naturen Christi seien in der „hypostatischen Union“ *unvermischt* und *ungetrennt* miteinander verbunden – das Geheimnis selbst bleibt in der Mitte als solches stehen).

Existentiell wichtiger als die begriffliche Klärung ist die Beziehungsebene, die jedem



Gläubigen offen steht. Christen glauben an Christus wie an Gott, d.h. sie übergeben ihre Person und ihre ganze Existenz ihrem Herrn und Erlöser: „Ich lebe im Glauben an den Sohn Gottes, der mich geliebt und sich für mich dahingegeben hat“ (Gal 2,20). Wird dieser Glaube konsequent gelebt, so wächst mit ihm die Erfahrung der Liebe aus ganzem Herzen, die Jesus für sich erwartet (vgl. Joh 21,15f). Die Objektivierung des Glaubens durch kritisches Denken ist zwar unerlässlich, Theologie ist nicht anders möglich, aber die Rückbindung dieses Denkens an das Glaubensleben bleibt Voraussetzung für eine THEO-Logie, die ihren Namen verdient.

## Anmerkung:

<sup>1</sup> Dazu ein praktischer Hinweis: Der Besinnung auf die fundamentalen Glaubenswahrheiten diene eine Predigtreihe, die im Seelsorgebereich Euskirchen-Kernstadt, der drei Gemeinden umfasst, von den Geistlichen gemeinsam gehalten wurde. Das Gesamthema „Das unterscheidend Christliche“ gliederte sich in folgende Einzelthemen:

1. „Gott ist Gemeinschaft“ - Glauben an den drei-einen Gott.
2. „Gott tritt aus sich heraus“ - Jesus, der Christus.
3. „Der Erlöser der Welt“ - Erlöst wovon - wodurch - wozu?
4. „Was wir erwarten können“ - Die Frage nach den letzten Dingen.
5. „Kirche“ - Gemeinschaft der an Jesus, den Christus, Glaubenden.
6. „Verantwortung“ - Christsein heute.

Die Resonanz war sehr positiv. Die Aufteilung der Predigten ermöglicht dem einzelnen Prediger eine intensivere theologische Vorbereitung, und die Vorbesprechungen im Team können hilfreich sein für die Klärung und Konkretisierung der Themen. Eine theologische Hilfe zur Erarbeitung von Predigten über Trinität und Kirche in unserer Zeit bietet das Theologische Arbeitsbuch „Auf dem Weg zum Heiligen Jahr 2000“, herausgegeben vom Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz.

**Georg Langenhorst: Gedichte zur Bibel. Texte - Interpretationen - Methoden. Ein Werkbuch für Schule und Gemeinde. Kösel Verlag, München 2001. 279 S.; 38,- DM.**

Der im Ausloten des Verhältnisses von Bibel und Literatur ausgewiesene Autor legt mit dieser Veröffentlichung kein austauschbares, sondern ein profiliertes und in seiner Art neuartiges Werk vor, das vielfach hilfreich, anregend und nutzbringend sein dürfte.

Worin liegt der Reiz des Buches? Zunächst in der dreifachen Beschränkung der getroffenen Textauswahl: nur Gedichte, nur solche des 20. Jahrhunderts und nur (mit zwei begründeten Ausnahmen) solche aus dem deutschen Sprachraum (also keine zusätzliche Brechung der Aussagen durch Übersetzungsprobleme). Das bedeutet die Festlegung auf in ihrer Länge überschaubare und in ihrer Wortwahl wie Methaphorik die Alltagssprache unterbrechende, zum Innehalten herausfordernde Annäherungen an die Bibel, die als Schöpfungen des 20. Jahrhunderts aber zugleich uns ganz nahe sind. Lyrik als literarische Gattung schreibt am wenigsten fest und vermag so vielleicht am besten zu öffnen für ein Nach- und Ausdenken des Gesagten wie auch des zwischen den Zeilen stehenden Ungesagten. M.E. äußerst glücklich gewählt ist das Leitprinzip, zu biblischen Gestalten aus der Urgeschichte, der Geschichte Israels (mit einem eigenen Kapitel zu „Frauen, die Geschichte[n] schrieben“), aus der Prophetie und Weisheit sowie zu Personen im Zusammenhang der Kindheit Jesu („Herkunftsdeutungen“), seines Wirkens in Galiläa, zu Passion und Auferweckung und schließlich zu Paulus sowie zur Apokalypse jeweils zwei ganz unterschiedliche Gedichte gegenüber zu stellen. So wird deutlich: Biblische Wirkungsgeschichte verläuft nicht einlinig, sondern spiegelt die Violdimensionalität, die den alt- und neutestamentlichen Texten selbst eigen ist.

Von großer Kenntnis und damit einhergehender Behutsamkeit zeugen die Hinweise zur Auslegung eines jeden Gedichts. Der Art der Texte, Assoziationsräume zu eröffnen und einzuladen sich in die Welt des Gedichts selbst und letztlich der biblischen Texte hineinzubegeben, entsprechen die Auslegungen durch Lenkung des Blicks auf zentrale Wörter oder gedankliche Entwicklungslinien sowie durch vorsichtige Entschlüsselung der Bildwelt, ohne aber des Verfassers Deutungen aufzuzwingen bzw. andere auszuschließen. Die Auswahl umfasst bekannte und weniger bekannte Werke der hohen und manchmal auch schwierigen Kunst der Lyrik wie auch der Gebrauchslyrik. Der Vielfalt der Autorinnen und Autoren (50 an



der Zahl) entsprechen ganz unterschiedliche Zugänge zur Bibel, die Langenhorst in einem ersten Teil des Buches nach acht Typen differenziert vorstellt. Dieser Einleitungsteil bietet außerdem eine didaktische Einordnung des Bemühens, für die Beschäftigung mit literarischen Texten, die auf die Bibel zurückgreifen, zu werben. Dabei geht es nicht um deren bloße Verzweckung, sondern darum, sie als eigenständige Werke ernst zu nehmen, was jedoch die Ernstnahme ihrer biblischen Bezüge einschließt. Das Gedicht kann so zum Dialogpartner werden, um sich in der Auseinandersetzung mit ihm und den biblisch gedeuteten Erfahrungen des Schriftstellers dem biblischen Text selbst und seinem Anspruch zu stellen. Dies hat etwas mit Korrelation in dem Sinn zu tun, dass nicht Bibeltext und Eigenerfahrung miteinander in Verbindung gebracht werden, sondern auf die Erfahrung anderer und deren Rückgriff auf die biblische Tradition geschaut wird. Das Kapitel endet mit didaktischen Hinweisen zur Nutzung der ausgewählten Gedichte, die im Laufe des Buches bei jedem Gedicht einfallsreich konkretisiert werden (einschließlich der Heranziehung von Bildern). Dabei wird deutlich, dass Langenhorst Religionslehrer ist und vornehmlich die Schulsituation im Blick hat. Der Untertitel „Ein Werkbuch für Schule und Gemeinde“ ist also irreführend, insofern die Gemeindegemeinschaft expressis verbis nicht berücksichtigt wird. Andererseits sind die ideenreichen Vorschläge des Verfassers auch in der Gemeindegemeinschaft (Bibelkreise, Bibelgespräch bei der Gottesdienstvorbereitung, in einer Messdienerstunde oder in einer Firmkatechese) übernehmbar oder adaptierbar. Schließlich liegt eine Fundgrube für die Predigtvorbereitung vor. Manchmal für zu knapp oder auch schwach (besonders bei den Psalmen) halte ich die kurzen Einführungen in die jeweils anstehende biblische Thematik sowie die spärlich genannte Sekundärliteratur zu den biblischen Gestalten, während es zu den Gedichten reichlich Literaturhinweise gibt.

Trotz dieser kleinen Einschränkung gilt: Ein wirklich empfehlenswertes Buch, das als Lese-, Meditations-, und Werkbuch in der Pastoral und natürlich im Religionsunterricht genutzt werden kann; da, wo Bibel zur Sprache kommen soll – nicht um sie durch „modernere“ Texte zu ersetzen, sondern um über die Spur eines anderen angeregt zu werden, sich mit der Bibel selbst und ihrer Relevanz für das eigene Leben auseinanderzusetzen.

*Gunther Fleischer*

**Andreas Herzig und Burkard Sauermost (Hg.): ... unterm Himmel über Berlin. Glauben in der Stadt. Morus Berlin 2001, 2. Aufl.; 368 S.; 19,90 DM.**

Im vergangenen Jahr feierte der Berliner Kardinal Georg Sterzinsky die Vollendung seines 65. Le-

bensjahres. Dieser Geburtstag bot Anlass zu einer ungewöhnlichen Festschrift, die schon durch ihr glanzvolles Äußeres ins Auge sticht und zum Blättern anreizt. „...unterm Himmel über Berlin. Glauben in der Stadt“ lautet der Titel dieser großformatigen Festgabe, die in 12 Kapitel gegliedert ist. Ihr kann man umfangreiche Informationen über das katholische Leben in Berlin entnehmen, der immerhin 340.000 Katholiken angehören, von denen jeder Fünfte ein Ausländer ist. Es gehört zum Bild einer modernen westlichen Großstadt, dass die Hälfte ihrer Bewohner keiner Konfession angehören; nur 41 % fühlen sich einer christlichen Kirche zugehörig. Gleichwohl ist man überrascht, wie vielgestaltig und facettenreich sich das katholische Leben in der Bundeshauptstadt gestaltet. Die Katholische Topographie Berlins am Ende des Bandes gibt darüber Aufschluss, wenn auch davon wenig in den Medien der Stadt zu lesen ist. Die soziale Diakonie in Berlin ist ausgeprägter als die kulturelle Diakonie, darüber kann auch die Existenz einer Katholischen Akademie und die Einrichtung einer Künstlerseelsorge durch einen ehemaligen bekannten Schauspieler nicht hinwegtäuschen. Schmerzlich vermisst man die Existenz einer Katholisch-Theologischen Fakultät in Berlin, die für den wissenschaftlichen Diskurs auf Hochschulebene unentbehrlich ist, die aber auch das Bildungsprofil der Berliner Katholiken schärfen könnte.

Zu den Informationen über das katholische Leben in Berlin treten grundsätzliche Artikel, zum Teil aus der Feder von namhaften Autoren, darunter befinden sich vier Kardinäle. In diesen Beiträgen geht es vornehmlich um den Beitrag der Kirche(n) zum Leben in einer Großstadt. Zu Recht wird hervorgehoben, dass das Christentum sich von der Stadt ausgebreitet hat, während heute in den Augen der Christen die moderne Großstadt eher in die Nähe der „Hure Babylons“ gerückt wird. Zwei Beiträge ragen besonders heraus: Der Beitrag des Spiegel-Redakteurs Matthias Matussek „Für eine katholische Offensive“, in der er den Katholiken wohlwollend einen kritischen Spiegel vor Augen hält, und die beiden Ausführungen von Bischof Joachim Wanke, der für ein missionarisches Profil der Christen wirbt, die mitten in der Stadt dennoch anders leben sollten.

Den beiden Herausgebern verdanken wir ein außergewöhnliches perspektivenreiches Bild von der katholischen Kirche in Berlin, das neue Horizonte eröffnet. Es zeigt Wege auf, wie man Gott in der modernen Stadt erkennen und zur Sprache bringen kann; denn auch Berlin ist nicht gottfern. Auch für die Bewohner Berlins und anderer Großstädte gilt das, was der Prophet Jeremias den Bewohnern von Babylon damals zugerufen hat: „Bemüht euch um das Wohl der Stadt ... und betet für sie; denn an ihrem Wohl liegt euer Wohl.“(Jer 29, 7)

*Ralph Sauer*

---

# Unter uns

---

## Auf ein Wort

„Maria ist wie alle anderen Menschen erlösungsbedürftig und erlöst. Sie ist nicht jemand, der sozusagen irgendwo aus der Paradiesesszene an Adam und Eva vorbei in einer Spezialmenschheit vom Himmel gefallen wäre. Wenn sie die Sündelose ist, so nur, weil sie die Gnade, die Gott in Jesus schenkt, in Fülle empfangen hat. Diese Gnade ist in Maria so stark, dass sie, durchaus in Korrespondenz zu ihrem Ja, Maria ganz bewahrt vor dem Schatten des Nein und sie hineinnimmt in die ganze Fülle der Auferstehung. Der theologische Sinn der Mariendogmen ist: Wie groß kann Erlösung sein! Wie groß können wir von Erlösung denken! Wie groß können wir vom Menschen denken!“

*Bischof Klaus Hemmerle*  
Vortrag vom 26. April 1989

## Was meint „Qualität in der Seelsorge“?

Im Bistum Rottenburg-Stuttgart hat der Diözesanrat am 22./23.6.2001 „Leitlinien für die Seelsorgeeinheiten“ verabschiedet. Aus ihnen seien einige Punkte zum Stichwort „Qualität in der Seelsorge“ zitiert:

„Bei der *spirituellen* Dimension geht es insbesondere um

- Evangelisierung (sich dem Evangelium öffnen und dieses bezeugen; elementare Vorgänge der Evangelisierung; evangeliumsgemäße Haltungen, evangeliumsgemäßer Umgang mit den Menschen, insbesondere mit Mitarbeitern / Mitarbeiterinnen);
- die je persönliche Berufung durch Jesus Christus und eine lebendige Beziehung zu ihm;
- die Bereitschaft, sich durch den Geist Gottes führen zu lassen;

- ein Verständnis von Kirche und Gemeinde, das dem Evangelium entspricht.

Für pastorales Handeln sind unter anderem folgende *menschliche* Fähigkeiten und Haltungen von Bedeutung:

- Wahrnehmungsfähigkeit und Kritikfähigkeit;
- Fähigkeit zu Distanzierung und Widerständigkeit;
- Umgang mit eigenen Begabungen und Schwächen;
- Anerkennung der unterschiedlichen Charismen und Berufungen;
- Kontaktfähigkeit und Teamfähigkeit der hauptberuflich und ehrenamtlich tätigen Mitarbeiter/Mitarbeiterinnen;
- grundsätzliche Wertschätzung der Mitarbeiter / Mitarbeiterinnen und aller Menschen;
- Wahrhaftigkeit im Umgang mit sich selbst und mit anderen.

Die *pastoral-praktischen* Fähigkeiten und Kompetenzen, die es zu entwickeln bzw. zu stärken gilt:

- Entwicklung gemeinsamer Visionen und Ziele;
- Bereitschaft bzw. Fähigkeit, diese Visionen und Ziele mit der konkreten Lebenswirklichkeit der Gemeinde in Beziehung zu setzen;
- das Ganze der Gemeinde im Blick haben und einzelne Gruppen (Gremien, Aktivitäten, Projekte, Initiativen...) diesem zuzuordnen;
- Prioritäten setzen bzw. entwickeln;
- ehrenamtliche Mitarbeiter / Mitarbeiterinnen motivieren, gewinnen, befähigen und begleiten;
- handeln nach dem Prinzip der Subsidiarität: andere (v. a. Ehrenamtliche) befähigen, so weit wie möglich selbst Verantwortung zu übernehmen;
- Bereitschaft, Verantwortung zu teilen oder abzugeben.“